

Buchbesprechungen

INGEBORG WEBER-KELLERMANN/ANDREAS C. BIMMER/SIEGFRIED BECKER: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte. 3., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage, Stuttgart und Weimar: Verlag J.B. Metzler 2003, 229 S.

Generationen von Volkskunde-Studentinnen und -Studenten haben die Erstauflage statt eines Handbuches ihres Studienfaches benutzt, als man nach dem 2. Weltkrieg noch nicht daran denken konnte, die Inhalte der Disziplin und deren Forschungsergebnisse auszubreiten, und man sich deshalb mit Skizzierungen von deren theoretischen und methodischen Fragen begnügte. Das hat sich seither geändert. Gleichwohl erfüllt das kleine Bändchen nach wie vor seine Funktion als wichtige Einführung ins Fach anhand eines kommentierenden Überblicks über die wichtige Literatur in entwicklungsgeschichtlicher Perspektive. Zudem bietet das sechste Kapitel den Ansatz zu einer systematischen Übersicht über die Inhalte, die Kanongebiete also, wenngleich dieser degoutante Begriff dort nicht genannt wird. Umso erfreuter aber stellt man fest, dass kaum ein wichtiger Aspekt fehlt, vom Dinggebrauch bis zur Soziologie der Arbeit und der kulturellen Umdeutung des eigenen Körpers, von der Brauch- bis zur Genderforschung, von der „Sprachinselforschung“ bis zur Interethnik.

Was den Aufbau betrifft, so sahen sich die jetzigen Herausgeber (Siegfried Becker ist als neuer Mann im Boot) für die wissenschaftsgeschichtlichen Teile in der Pflicht gegenüber der Grundkonzeption von Ingeborg Weber-Kellermann, welche die Erstauflage 1969 noch mit dem Titel versah „Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaft“, und übernahmen viele Passagen dem Grunde nach; geschickt wurden jedoch durch kleine Korrekturen neue Akzente gesetzt, wenn etwa Otto Höflers „Kultische Geheimbünde der Germanen“ das auszeichnende Prädikat „anregendes“ Buch verlieren (S. 123) oder die ‚Sprachinselvolkskunde‘ als „unselig“ apostrophiert wird (S. 127). In dem entscheidenden sechsten Kapitel (s. o.) werden kenntnisreich und unparteiisch Forschungskontroversen benannt, ganz gleich ob es um die Deutung von Fastnacht geht (Dietz-Rüdiger Moser contra Hans Moser), Begriff und Wesen der ‚Volkskunst‘ (Lenz Kriss-Rettenbeck contra Martin Scharfe) oder die Rolle deutscher Volkskundler in der Zeit des Nationalsozialismus (Wolfgang Emmerich contra Ingeborg Weber-Kellermann). Dass die Autoren den historischen Teil um die jüngsten Auseinandersetzungen zur NS-Zeit ergänzt und die Entwicklung nach der Wende 1989 – vor allem in der ehemaligen DDR – ausführlich dargestellt haben, sollte nicht unterschlagen werden. Ihr Ausblick (neu gegenüber der 2. Auflage) beschönigt nichts, sieht die künftigen Probleme des Faches sehr klar und macht dennoch Mut. Ich bin sicher, dass sich auch künftige Generationen von Studierenden der Volkskunde/Europäischen Ethnologie – oder wie das Fach immer in der Zukunft heißen mag – in der 3. Auflage werden Orientierung und erste Vertrautheit holen können.

Passau

WALTER HARTINGER

WOLFGANG KASCHUBA: Einführung in die Europäische Ethnologie. 2., aktualisierte Auflage, München: Beck 2003, 288 S.

Aktualisiert ist diese Auflage, nicht überarbeitet. Der Text ist – soweit sichtbar – buchstaben- oder zumindest zeilenlang mit dem Vorgänger. Lediglich im Literaturverzeichnis tat sich was: Auf Achim/Brentano „Des Knaben Wunderland“ wurde verzichtet, statt dessen finden sich knapp 30 neue Titel. Wenn diese anzeigen sollen, wohin der Weg der aktuellen Volkskunde/Europäischen Ethnologie gehen soll, dann kann man sagen, dass es nicht der traditionelle ist; denn die wenigen herkömmlich volkskundlichen Nennungen gehen unter in der Mehrzahl der soziologischen oder allgemein kultur-anthropologischen. Doch will dieser Befund nicht überinterpretiert werden, zeigt vielleicht nur die jüngste Leseleistung des Autors an.

Ansonsten ist zum Text selber in dieser Zeitschrift das Entscheidende bereits gesagt worden (durch Sabine Döring-Manteuffel ZVK 97 [2001], S.126f.). Auch bei der nochmaligen Lektüre liest er sich so frisch wie bei der Erstauflage: geistreich, anregend, erfreulich sachlich in der fachimmanenten Rückschau und verständnisvoll in der Beurteilung von forschnerlichen Irrwegen. Geblieben sind freilich auch die von Döring-Manteuffel monierten Defizite. Trotz des wiederholten sympathischen Bekenntnisses zur subjektiven Schau lässt es sich m. E. kaum tolerieren, dass die sog. Münchner Schule lediglich mit dem bekannten Aufsatz Hans Mosers von 1954 vertreten ist, sonst aber sein umfangreiches Lebenswerk unter den Tisch gefallen ist, von K.-S. Kramer, Rudolf Kriss, Torsten Gebhard und Lenz Kriss-Rettenbeck ganz zu schweigen. Wer wiederholt betont, dass neben spezifischen Fragestellungen und Methoden auch Gegenstände zum Charakteristikum einer wissenschaftlichen Disziplin gehören (S. 13, 97), diese Gegenstände aber in seiner Einführung ins Fach nicht behandelt (aus Scheu vor dem „verabschiedeten Kanon“?), der sollte zumindest das von Edgar Harvolk herausgegebene Sammelwerk von 1987 kennen/benennen, weil es neben dem von Rolf W. Brednich herausgegebenen Klassiker das einzige der letzten Jahrzehnte ist, in dem sich Studienanfänger zu den Fachinhalten kundig machen können.

Passau

WALTER HARTINGER

HEIDRUN ALZHEIMER-HALLER: Handbuch zur narrativen Volksaufklärung. Moralische Geschichten 1780–1848. Berlin/New York: de Gruyter 2004, 899 S., 20 Schwarzweißabb., Register der Motive, Tugenden und Laster, Autorenverzeichnis, Bibliographie narrativer volksaufklärerischer Literatur.

Heidrun Alzheimer-Haller hat mit dem ‚Handbuch zur narrativen Volksaufklärung‘ ein umfassendes Werk über ‚Moralische Geschichten‘ der Spätaufklärung verfasst. Der Titel ist zu bescheiden formuliert, denn es handelt sich in Wahrheit nicht nur um ein Handbuch, sondern auch um eine eingehende Analyse der narrativen Volksaufklärung im Zeitraum zwischen 1780 und 1848.

In den vergangenen Jahren hat die historische Medienforschung große Fortschritte gemacht. Seit den monumentalen biobibliographischen Handbüchern von Holger Böning und Reinhart Siegert ab dem Erscheinungsjahr 1990, ist die Erkenntnis der Absichten von Volksaufklärern ein fester Bestandteil der Forschungen zum Menschbild des 18. Jahrhunderts. Wer waren diese „Volksaufklärer“? Was wollten sie? Woher kamen sie, und wie groß war ihr Erfolg mit dem Anliegen, zugleich Bildung und Moral

in die Bevölkerung hineinzutragen? Diese Fragen werden durch die hier vorgestellte, sehr aufwändige Analyse von 365 Autoren der Volksaufklärung hinlänglich beantwortet. Es handelt sich um einen Kreis von Personen, der sich vornehmlich mit 'Moralischen Geschichten' hervorgetan hat, einer Gattung, die in der Forschung bisher eher zu den vernachlässigten Schriften gezählt hat. Wer sich in Archiv- und Bibliotheksbeständen des 18. Jahrhunderts auskennt, ahnt, welch detektivische Leistung Heidrun Alzheimer-Haller hier erbracht hat. Die Autorin kann nachweisen, dass über die Hälfte aller Autoren von 'Moralischen Geschichten' nachweislich protestantisch waren und nur ca. ein Drittel katholisch, wie schon länger vermutet wird. Bei einem Teil ließ sich die Konfession nicht mehr ermitteln. Doch es kann aus unterschiedlichen Gründen angenommen werden, dass sich hinter dieser Dunkelziffer ebenfalls weitgehend ein protestantisches Milieu verbirgt. Von diesen Protestanten ist wiederum ein hoher Prozentsatz pietistisch. Das mag die Pietismusforschung nicht überraschen, denn das Missions-element war im Pietismus dieser Zeit besonders ausgeprägt. Die pietistisch beeinflussten Universitäten Gießen, Erfurt, Halle und Jena, die einen Teil der späteren Volksaufklärer ausgebildet hatten, übten damit indirekt eine große Ausstrahlung auf die Verbreitung von Tugendlehren und anderen religiös-moralischen Lesestoffen aus (S. 94f.) Hinzu kam, daß nicht jeder Autor aus religiösem Eifer heraus zum Volksaufklärer wurde, sondern manch einer von ihnen auch nur aus bitterer Armut. Das Schreiben von 'Moralischen Geschichten' brachte ein kleines Zubrot zur Tätigkeit etwa als Schulmeister auf dem Lande. Nach einer sehr umfangreichen Bewertung der Volksaufklärung unter religiösen, pädagogischen, moralischen und medialen Aspekten, präsentiert Heidrun Alzheimer-Haller die Auswertung ihres Materials aus Sittenbüchern, Landschullesebüchern und anderen unterhaltsamen Volksschriften aller Art (S. 129).

Sie entwirft nun „Die erzählte Utopie einer moralischen Gesellschaft“. Der erste Abschnitt dieses dritten Hauptkapitels befasst sich mit der „Sozialen und natürlichen Umwelt“. Bauern, Dienstboten, Bürger, Militär und Adel sowie Arm und Reich, das sind nicht nur soziale, sondern auch moralische Kategorien. Neu ist beispielsweise, dass Unterschichten in „unwürdige und würdige“ Arme unterteilt werden, und man nur gegenüber solchen Armen barmherzig sein solle, die es auch verdienten, weil sie sich ernsthaft um eine ehrliche Arbeit bemüht hatten (S. 227). Dieser Topos ist derzeit wieder sehr aktuell, aufgekommen ist er aber bereits im späten 18. Jahrhundert. Er kann als einer der dauerhaft nachwirkenden Einflüsse solcher 'Moralischer Geschichten' gewertet werden. Weitere Unterkapitel beziehen sich auf die natürliche Umwelt. Tiere und Pflanzen, die Schönheit der Natur, der Obstanbau und die Gartenarbeit sowie die „Blumen als Lehrmeister“, werden in diesen Abschnitten vor allem als Tugendlehren für junge Frauen angesprochen.

Der zweite Abschnitt des dritten Hauptkapitels über die „Utopie einer moralischen Gesellschaft“ behandelt Lebenshaltung und Lebensformen. In Form von Regeln zur Nahrungsaufnahme, zur Gesundheit, Hygiene und Sparsamkeit findet man auf diesen Seiten nun sämtliche altbekannten Tugenden und Laster wieder, die man im Allgemeinen mit der Volksaufklärung in Verbindung bringt. Vor allem die körperliche Reinlichkeit wurde als Voraussetzung für die Gesundheit gesehen, und damit auch für die Arbeitsfähigkeit (S. 323). Auf diesem Feld engagierten sich die Volksaufklärer in besonders hohem Maße. Die bescheidenen und reinlichen Dienstboten werden als Ideal hingestellt. Putzsucht stehe aber auch den Frauen höherer Stände nicht gut zu Gesicht. Es galt also, die Balance zu halten zwischen dem, was sich schickt und dem, was den sozialen Status markiert. Auf alle Fälle sei „nichts widerwärtiger, als Unsauberkeit und Saue-

rey, besonders an einem Weibe“, lässt Heidrun Alzheimer-Haller den katholischen Priester Franz Xaver Geiger sagen (S. 330).

Die ‘Moralischen Geschichten’ waren, obwohl sie vielfach naiv-utopische Vorstellungen vermittelten, ein sehr wichtiges Instrument der Volksaufklärung. Sie wirken heute zwar verstaubt und bisweilen sogar komisch, aber sie schufen damals ein neues, auch überkonfessionell motiviertes Wertefundament für den Aufbruch einer ständisch geprägten Gesellschaft in die beginnende Industriemoderne. Was sich von den Tugenden aufrechterhalten ließ, und im anbrechenden 19. Jahrhundert tatsächlich in die Praxis umgesetzt wurde, ist eine andere Frage, der es nachzugehen lohnte. Man sollte die Volksaufklärung durch ‘Moralische Geschichten’ also trotz ihrer einfachen Stilmittel nicht unterschätzen. Allein die große Zahl der Autoren, überall in den deutschsprachigen Territorien verstreut, gab in viele Richtungen Impulse für den Wandel der Lebensgewohnheiten, zum Beispiel für die Hygienestandards, oder für solch abstrakte Empfindungen wie Vaterlandsliebe und Gehorsam gegenüber Autoritäten (S. 373).

Der zweite große Teil dieses rund neunhundert Seiten umfassenden Werkes ist als „Handbuch“ konzipiert. Zunächst werden in einem Register (S. 375–457) die Motive, Tugenden und Laster alphabetisch abgehandelt. Darunter finden sich vergleichsweise banale Laster wie die Unachtsamkeit des Nadelschlucker-Kindes, das eine Stecknadel verschluckt hat, und daran zugrunde geht, aber auch gesellschaftstragende Verhaltensmaßstäbe, die etwa für den Umgang mit dem Militär zu gelten haben. Die narrative Volkserzählung hat Motive erfunden, die in das allgemeine Erzählgut übergegangen sind, und sie hat auch die Stereotypenbildung etwa über Menschen mit schwarzer Hautfarbe unterstützt. Diesem Teil folgt eine Reihe von zeitgenössischen Bildtafeln, etwa Titelvignetten idealtypischer Laster und Tugenden oder die Darstellung von Arbeitsgeräten.

Der letzte Teil des Bandes ist dem Autorenverzeichnis gewidmet. Jeder der 365 Autoren wird in alphabetischer Reihenfolge vorgestellt, seine Lebensdaten, sein Beruf, seine wichtigsten Werke und, falls vorhanden, die dazu passende Sekundärliteratur. Ein sehr umfassendes Literaturverzeichnis und ein Anhang bio-bibliographischer Nachschlagewerke schließen den Band ab.

Heidrun Alzheimer-Haller hat mit dieser Arbeit nicht nur eine der umfangreichsten, sondern auch eine der bedeutendsten Habilitationsschriften der vergangenen Jahre im Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie vorgelegt. Man merkt diesem Werk die jahrelange, intensive und sorgfältige Recherche an – die Anfänge ihrer Beschäftigung mit dem Thema liegen im Jahr 1985. Die überaus kenntnisreiche und solide Bearbeitung einer sehr großen Bandbreite von Themen, die von der Mediengeschichte über die Erzählforschung bis hin zur Konfessionsgeschichte reicht, ist beeindruckend. Diese Arbeit ist im besten Sinne gelehrt, analytisch präzise und im Argument scharfsinnig. Sie ist ein wichtiger Baustein für die Aufklärungsforschung und kann zeigen, dass ein bisher beinahe übersehener Quellenbestand zu ganz neuen Bewertungen des Erfolgs der Spätaufklärung kommen kann. Die Nachwirkungen, bis in ethisch-moralische Fragen unserer unmittelbaren Gegenwart hinein, sind unübersehbar, etwa zu den Themen Arbeit, Barmherzigkeit oder weibliche soziale Rollenmuster. Das „Handbuch“ wird durch die gut gegliederten Register und Verzeichnisse zum unentbehrlichen Nachschlagewerk für alle, die sich mit Volksaufklärung befassen. Man kann die Autorin zu dieser herausragenden Leistung nur beglückwünschen.

Augsburg

SABINE DOERING-MANTEUFFEL

GUNTHER HIRSCHFELDER: Alkoholkonsum am Beginn des Industriezeitalters (1700–1850). Vergleichende Studien zum gesellschaftlichen und kulturellen Wandel. Bd. 1: Die Region Manchester, Bd. 2: Die Region Aachen. Köln u. a.: Böhlau 2003/2004, 384/375 S.

Das Thema 'Ernährung' begleitet die Volkskunde seit ihren Anfängen und hat mit den Arbeiten Günter Wiegelmanns, Hans Jürgen Teutebergs und anderer in den letzten 40 Jahren nicht nur generell Auftrieb erhalten, sondern wurde auch zunehmend für gesellschaftsgeschichtliche Fragen nach den Transformationsprozessen im Übergang zur Moderne geöffnet. Die wachsende Beachtung in entwicklungshistorischer Sicht rührt nicht zuletzt daher, dass Essen und Trinken – ähnlich wie Wohnen und Kleidung – als Dauerelemente des Alltagslebens gleichermaßen auf die sachliche Basis und die symbolische Ordnung menschlicher Existenz verweisen und deshalb besonders geeignet sind, die Bedeutung materieller und mentaler Faktoren für kulturelle Veränderungen zu gewichten. Wenn diese Betrachtungsweise eine Verschiebung des Erkenntnisinteresses von den Objekten des Verzehrs zur sozio-kulturellen Praxis des Verzehens impliziert, so hat sich der Perspektivenwechsel in der Essforschung bisher merklich weiter vollzogen als in Untersuchungen zum Trinken. Insofern leistet Gunther Hirschfelder, der ernährungshistorisch neben einschlägigen Aufsätzen 2001 bereits mit einer Überblicksdarstellung zur europäischen Esskultur hervorgetreten ist, mit seiner im Sommer 2000 am Volkskundlichen Seminar der Universität Bonn abgeschlossenen Habilitationsschrift über den „Alkoholkonsum am Beginn des Industriezeitalters“ wertvolle Nachholarbeit. Denn die nun in zwei Bänden publizierten Regionalstudien zu Manchester und Aachen vom Ende des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts rücken programmatisch den „Alkoholkonsum, und nicht den Alkohol selbst, [...] nicht die Getränke, sondern die trinkenden Menschen“ (I, S. 20) in den Mittelpunkt. Auch die „Alkohol-Problematik“ soll hier aber letztlich nur als eine Sonde dienen, „um den kulturellen und gesellschaftlichen Wandel an der Schwelle zum Industriezeitalter aus der Perspektive der Volkskunde zu beschreiben und zu analysieren“ (I, S. 1).

Auf welche Weise versucht Hirschfelder diesen ausgedehnten Interpretationsanspruch einzulösen? Die Fokussierung auf 'Alkohol' erscheint wegen dessen schon zeitgenössisch intensiver und kontroverser Perzeption genauso plausibel wie die Wahl zweier Fallbeispiele – Manchester und Aachen –, die in England bzw. Deutschland zu den Vorreitern der Industrialisierung und der damit verknüpften Umwälzungen gehörten (vgl. I, S. 17 Perzeption 20; II, S. 14ff.). Gleiches gilt für die Art der Materialerhebung, d. h. den themenzentrierten Zugriff auf ein breites Spektrum heterogener Quellen (Chroniken, Reiseberichte, Traktate, Zeitungen, Verwaltungsakten usw.) und deren Erfassung in einer Datenbank (vgl. I, S. 22ff.; II, S. 22ff.). Schließlich stellt auch die in beiden Bänden bis in die Unterkapitel analoge Dreiteilung der empirischen Ausführungen nach Raum, Akteuren und Wirkungen ein durchaus sinnvolles Gliederungsschema dar.

Dafür, dass diese Hauptabschnitte trotzdem oft allzu beschreibend anmuten, sind zuvorderst zwei konzeptionelle Schwachpunkte verantwortlich zu machen. Erstens grenzt sich Hirschfelder im Forschungsabriss der Einleitung zwar – bisweilen polemisch – von älteren Wissenschaftstraditionen ab, die affirmativ beschworenen „methodischen Mittel“, welche die „kulturwissenschaftliche Nahrungsethologie als Teildisziplin der Volkskunde“ (II, S. 9) anbiete, werden allerdings nirgendwo genauer expliziert. Will man die fachliche Kompetenz der Volkskunde für den 'Alkoholkonsum' nicht essentialistisch aus dem Gegenstand per se herleiten und Hirschfelders Insistieren auf Metho-

denfragen ernst nehmen, entpuppt sich der „volkskundliche[n] Blickwinkel“ (I, S. 187) – wenn überhaupt – zumeist als sozialhistorische Kontextualisierung lebensweltlicher Kulturpraktiken (vgl. etwa zum Verhältnis von divergierendem Trinkverhalten und gesellschaftlicher Polarisierung in Lancashire I, S. 328). So sehr dieser Ansatz zu begrüßen ist, um eine „spezifisch volkskundliche[n] Analyse des Materials“ (I, S. 140) handelt es sich keineswegs, sondern er ist viel eher im Umfeld der von Hirschfelder ausgeblendeten historischen Anthropologie und Alltagsgeschichtsschreibung der 1970/80er Jahre anzusiedeln.

Zweitens dringt die an sich natürlich zutreffende Kennzeichnung der Untersuchungsperiode 1700–1850 als Umbruchsepoche und Sattelzeit der Moderne kaum zur Formulierung analytisch tragfähiger Prozesskategorien vor. Im wirtschaftlichen Bereich etwa werden die kurz genannten Modelle der ‚Proto-Industrialisierung‘ und der ‚Industriellen Revolution‘ nirgends vertieft (I, S. 16; II, S. 12), obwohl doch zumindest ersteres der kulturellen Dimension strukturellen Wandels (z. B. Emanzipation heimgewerblicher ländlicher Unterschichten von bäuerlichen Konsumnormen) einen wichtigen Platz einräumt. Gerade historische Erklärungsmuster mit erheblicher volkskundlicher Anschlussfähigkeit wie das der ‚moralischen Ökonomie‘ (E. P. Thompson) werden gar nicht diskutiert. Solche Scheu vor theoretischer Vernetzung hat zur Folge, dass es der Studie von vornherein an einem konsistenten Entwurf der relevanten Entwicklungsfaktoren, operationalisierten, d. h. empirisch überprüfaren Arbeitshypothesen und transparenten Richtungskriterien zur Bewertung der Resultate mangelt. Den deskriptiven Grundcharakter, den die Studie entgegen der erklärten Absicht des Autors dadurch annimmt, können die selbst wiederum überwiegend rekapitulierenden Zusammenfassungen und der abschließende interregionale Vergleich dann nur noch partiell korrigieren.

Trotz dieser prinzipiellen Einwände soll nicht bestritten werden, dass das Werk eine Fülle instruktiver Einzelbefunde und erhellender Interpretationen liefert. In den Abschnitten zur kommerziellen Gastlichkeit als dominantem Rahmen des Alkoholkonsums beispielsweise wird detailliert aufgezeigt, wie sich das Gaststättengewerbe, seine Dichte, Personal und räumliche Ausstattung, Angebotspalette, Publikumsstruktur und -frequenz im Laufe von rund 150 Jahren veränderten und nachhaltig ausdifferenzierten. Damit verbunden gelingt es Hirschfelder ebenfalls hervorragend, die steigende schichtspezifische Segregation des Freizeitverhaltens herauszuarbeiten und mit übergreifenden Verbürgerlichungs- und Proletarisierungsvorgängen in Beziehung zu setzen. Ein feines Gespür für die Ambivalenzen dieser sozialen Distanzierung beweist er dabei zum Einen, indem er den Rückzug der Oberschichten von Orten öffentlicher Geselligkeit und die Stigmatisierung pöbelhafter Trinksitten – nicht erst im Sog der Temperenzbewegung um 1830 – mit dem anhaltend hohen (Brannt-)Weinverbrauch in den besseren Kreisen kontrastiert; und zum Anderen, wenn er den Topos von den notalkoholisierten frühen Fabrikbelegschaften als zivilisationskritisches Zerrbild entlarvt, gleichwohl aber den Stellenwert des unabhängigen Kneipenbesuchs für das Selbstbewusstsein namentlich der jungen Industriearbeiterinnen betont. Überhaupt muss die durchgängige und in gesonderten Kapiteln kondensierte Verfolgung der Geschlechterperspektive positiv hervorgehoben werden.

Auch auf der faktologischen Ebene, die eigentlich die Stärke der Studie ausmacht, steckt der Teufel freilich im Detail, und das gleich mehrfach. Zunächst verwundert, dass Hirschfelder zwar einen „unverhofft großen Datenbestand“ (I/II, S. 24) annouciert, danach indes zu Beginn etlicher Untersuchungseinheiten die „unbefriedigende Quellsituation“ (I, S. 108 et passim) beklagt. Der Verdacht einer an entscheidenden

Punkten doch eher schmalen Materialbasis erhärtet sich in dem Maße, wie eine Reihe von Schlüsselzitaten in vollem Wortlaut und meist ohne Hinweis auf ihre vorherige Verwendung monoton wiederholt werden. Nur als Beispiele: Im ersten Teil tauchen eine Reisebeobachtung Johann Wilhelm von Archenholz' (1787) und eine Passage aus einem Sozialreport Peter Gaskells (1833) je dreimal auf; der Aachen-Band präsentiert drei weitgehend identische Auszüge aus dem Protokoll des Burtscheider Polizeiwachmeisters Notorius (1825) und an vier Stellen die Erwähnung eines Trinkgelages in einem Kölner Frauenkloster durch Hans von Schweinichen (1576!). Im letztgenannten Fall darf der Leser zudem rätseln, ob die Schilderung als halbwegs authentische „Nachricht[en]“ (II, S. 191; S. 119) einzustufen oder besser der fiktionalen Welt der „Anekdoten“ und „Schwänke“ (II, S. 237; S. 174) zuzurechnen ist.

Nicht selten durchkreuzen ferner logische Ungereimtheiten den Argumentationsgang. Zur Einschränkung der Gaststättenöffnungszeiten im Manchester der 1820er Jahre findet sich die relativierende Notiz, dass die exklusiven Etablissements des Adels und Bürgertums davon seitens des Polizeiapparats verschont blieben. Kurz darauf jedoch beruft sich Hirschfelder umstandslos auf die behördliche Statistik der Sperrstundenüberschreitung als Spiegel des gruppenspezifischen „Umgang[s] des Industrieproletariats mit dem Alkohol“ (I, S. 96). Bezogen auf Aachen tritt Hirschfelder vehement der These Hasso Spodes entgegen, dass „exzessives Trinken [...] in Ober- und Mittelschichten außerhalb streng umgrenzter sozialer Enklaven mit Angst und Peinlichkeit besetzt gewesen“ (II, S. 202) sei. Die folgende Indizienkette mündet jedoch genau in jene zuvor negierte Anschauung: „Wir haben gesehen, dass Mittel- und Oberschichten weiter tranken, den Rausch aber nicht mehr erwähnten; die vormals lustige Zecherei wurde jetzt als peinlich empfunden“ (II, S. 239). Selbst in Zahlenvergleichen verheddert sich Hirschfelder bisweilen und gelangt so zu Fehleinschätzungen. Zum durchschnittlichen Alkoholverbrauch in beiden Regionen konstatiert er, dass „das Niveau der modernen Industriegesellschaften [...] zu keiner Zeit auch nur ansatzweise erreicht“ (I, S. 257; dito II, S. 229) worden sei. Aus den eigenen Angaben geht derweil etwas anderes hervor. So entsprachen – neben wachsenden Branntweinquantitäten – allein die rund 150 l Bier, die in Manchester seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts auf jeden Einwohner entfielen, schon über 80% des britischen Reinalkoholkonsums von 1993 (vgl. I, S. 255ff.); und die Aachener Näherungswerte für die 1830er Jahre (18 l Branntwein, 22 l Bier, 11 l Wein) summierten sich immerhin auf ca. drei Viertel des deutschen Mittels von 1995 (vgl. II, S. 226–229). Unweigerlich gerät mit derartigen teils schwankenden, teils willkürlichen Urteilen auch die übrige Beweis- und Gedankenführung ins Zwielficht. Gelegentlich wird der Lesefluss schließlich durch die mehrfache Verwendung bestimmter Textsegmente irritiert. Die Überschneidungen in den Einführungen und manchen Kapitelexpositionen mögen noch als „einzelne[r] Redundanzen“ durchgehen, die sich aus dem legitimen Anliegen rechtfertigen, „die eigenständige Benutzung beider Mikrostudien zu gewährleisten“ (II, S. 2). In den beschreibenden Passagen verbergen sich aber ebenfalls einige Dubletten, etwa im Kommentar zum „Schweigen der Quellen“ über den Konsum der Mittel- und Oberschichten und in der Konturierung der Temperenzbewegung in Manchester. Hier liegen redaktionelle Versäumnisse, denen möglicherweise auch der bei einem so voluminösen Werk unverständliche Verzicht auf ein Register anzulasten ist.

Wendet man sich am Ende der mit „Analyse des kulturellen Wandels“ (I, S. 336–342; II, S. 300–308) und „Versuch einer vergleichenden Bilanz“ (II, S. 309–324) überschriebenen Synthese der Arbeit zu, so überzeugen vor allem die Betrachtungen zur Prägekraft der Industrialisierung und des Staates. Dass in der ersten Hälfte des 19. Jahr-

hundreds alkoholbezogene Ordnungsprobleme in Manchester häufiger als in Aachen auftraten, erklärt sich ohne Zweifel zu einem Gutteil aus der rapideren Fabrikindustrialisierung und der Überforderung einer – gemessen an der preußischen Bürokratie – unterbesetzten und interventionsunwilligen englischen Verwaltung. Dagegen ist die unterschiedliche Koppelung von Verschiebungen im Geschlechterverhältnis primär an ökonomische Impulse für Manchester und administrativ-politische Faktoren für Aachen schwerer nachzuvollziehen. Diffuser wird das Bild zudem hinsichtlich der mentalen und religiösen Einflüsse. Die Auswirkungen der Aufklärung, der „Lebensstil [...] von Biedermeierzeit und Vormärz“ und der „Geist des preußischen Staates“ (II, S. 306f.), die hier ins Feld geführt werden, hängen als exogene Wirkmächte gesellschaftlich ein wenig in der Luft. Wo sich Hirschfelder doch um eine soziale Verankerung bemüht, fallen die Bezüge zum einen etwas eng aus. So hätte ihn ein Blick auf die historische Bürgertumsforschung leicht davor bewahrt, das veränderte Rollenverständnis der Frau in den Ober- und Mittelschichten in erster Linie als Element eines „industriebürgerlichen Werte- und Normensystems“ (II, S. 320) zu begreifen. Zum anderen unterliegt Hirschfelders Vorstellung von der Diffusion kultureller Innovationen einer Art Sickertheorie, nach der Neuerungen für gewöhnlich infolge statusorientierter Imitationseffekte an der Spitze beginnend auf immer niedrigeren Stufen der Sozialhierarchie adaptiert werden. Gerade die beobachteten Segregationstendenzen im Freizeitverhalten mit der Ausformung eines durchaus eigenständigen unterschichtigen Trinkmilieus und auch der Befund, dass der Siegeszug des Branntweins im Aachener Raum nicht unter den urbanen Eliten, sondern auf dem Lande begann, stellen dieses Akkulturationsmodell aber nachhaltig in Frage.

Vielleicht hat das Gefälle zwischen Zieldefinition und Ertrag dem Autor selbst ein gewisses Unbehagen eingeflößt. Daher wäre man geneigt, die wiederkehrenden Bemerkungen über defizitäre Vorarbeiten und den Pionierang des eigenen Projekts als Captatio Benevolentiae zu verbuchen, entsprängen sie nicht einem übertriebenen Alleinstellungsdrang. Zu verkünden, dass die Stadtunruhen in Manchester und Aachen mangels vergleichbarer Studien nicht typologisch verortet werden könnten, zeugt jedenfalls ebenso von Ignoranz wie das Lamento über einen kulturhistorisch „unzureichenden Forschungsstand[es]“ (II, S. 216) zum Komplex Alkohol und Rausch(-folgen), wenn im bibliographischen Anhang eine Reihe für die allgemeinere Diskussion verwertbarer Untersuchungen genannt, aber nicht erkennbar rezipiert wird (z. B. S. Becker/A. C. Bimmer (Hg.), M. Frank, U. Gleixner, B. E. Tlusty). Der beiläufige Umgang mit der neueren Sekundärliteratur ist aber letztlich nur ein Symptom der vernachlässigten Auseinandersetzung mit empirisch unterfütterten Deutungsangeboten namentlich der historischen Nachbarwissenschaften. Angesichts seiner reichhaltigen Detailergebnisse hat Hirschfelder auf diesem Gebiet eine sicherlich vorhandene Chance verstreichen lassen.

Bielefeld

NIELS GRÜNE

MARTIN SCHARFE: Über die Religion. Glaube und Zweifel in der Volkskultur. Köln u. a.: Böhlau 2004, 331 S., 50 Schwarzweißabb, Personen- und Sachregister.

Martin Scharfes neues Opus Magnum knüpft gedanklich an sein 2002 erschienenes Buch „Menschenwerk“ an, in dem er über Kultur als Schöpfung des Menschen reflektierte. Religion ist für ihn, wie er nun an diese Gedanken anknüpfend formuliert, „die phantastischste kulturelle Hervorbringung des Menschen.“ Es geht ihm dabei um die

„gewöhnliche Religion‘ in ihrer empirisch wahrnehmbaren Alltagsgestalt, wie sie von der Kulturwissenschaft Volkskunde seit langem beobachtet wird“.

Das ist ein Bekenntnis zu Fachtraditionen, was sich auch im Untertitel mit dem Begriff Volkskultur dokumentiert. Der Marburger Emeritus für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft, der als Tübinger Kritiker des Kanons 1970 „Abschied vom Volksleben“ gelobt hatte, hatte sich in den folgenden Jahren nicht – wie dies bei Abschieden meist ist – in Grenzen überschreitende Bewegung gesetzt, sondern war sehr bald im Fach Volkskunde mit seiner schwierigen Fachtradition sesshaft geworden. Und das hat sich gelohnt: die beiden letzten Bücher Martin Scharfes reflektieren thematisch den Fundus unserer etwa 100-jährigen Disziplinengeschichte, wobei festzustellen ist, dass Scharfe sich seinen lebhaften Stil im wissenschaftlichen Diskurs über die Jahrzehnte hinweg bewahren konnte.

In schon klassischer Struktur beginnt „Über die Religion“ mit der Beschreibung von „Problem und Methode“; es geht um „Interesse und Intentionen“, wobei volkswissenschaftliche Auseinandersetzungen über Kulturanalyse am Beispiel der Religionsanalyse oder über Fund und Erfindung des religiösen Volkes memoriert und neu dargestellt werden (S. 1–81). Grundlegend wird über einen Fokus der Religion, den Tod nachgedacht und „Religion als kulturelle Tatsache“ bewertet. Ein stets wiederkehrender Argumentationsstrang betrifft die Thematik von christlicher Religion und Sexualität. Für diesen allgemeinen Teil benötigt Scharfe die deutsche Geistesgeschichte des 18.–20. Jahrhunderts, die Psychoanalyse Freuds, Philosophen – etwa Popper, der von ihm seit seiner Tübinger Zeit sehr geschätzt wird – und Kulturosoziologen wie Simmel oder Max Weber. Spät- oder gar postmoderne Autoren der Cultural Studies bleiben ausgespart. Das ist schade, denn gerade im Umkreis von Religion und Religiosität finden sich oft Vermischungen, Facettierungen und Synkretismen, die sich mit inter- und transkulturellen Betrachtungsweisen gut beschreiben ließen, aber es ist konsequent: Scharfe ist ein Vertreter des kritischen Rationalismus geblieben, der aufklärerisch argumentiert.

Der Hauptteil des Buches gliedert sich in zwei Kapitel, eines ist dem Glauben gewidmet, das andere dem Zweifel. Die abgehandelte Zeit beginnt in der Frühen Neuzeit und endet in der Gegenwart.

Die „Figuren, Gebärden und Szenen des Glaubens“ (S. 82–156) umfassen das Inventar volkswissenschaftlicher Forschungen zur christlichen Religion: „legales“ kirchliches Christentum und Neuerungsbewegungen, wobei es um Ketzerbewegungen geht, zu denen er auch die von ihm grundlegend erforschten Pietisten zählt – nicht jedoch die Reformation; das „Heilige Personal“ Dreifaltigkeit, die Engel und Teufel, Maria und andere Heilige, aber auch die Jenseits-Orte Himmel und Hölle; Religionsübungen wie Heiligenverehrung, Mirakel und Wunderwesen, Wallfahrts- und Motivwesen. Verhältnismäßig kurz wird die „Superstition“ behandelt, ein Bereich, der unter dem Begriff Aberglaubensforschung in der Fachgeschichte der Volkskunde einen sehr hohen Anspruch erhoben hatte.

Weniger dem klassischen Kanon verhaftet ist dagegen das Kapitel über Zweifel, in dem eine Geschichte der Gottlosigkeit erzählt wird (S. 147–252). Es geht um Sakrileg und Blasphemie sowie Atheismus im Christentum – wobei Scharfe in diesem Teil seines Buches sich neben Fritz Mauthner besonders auf die neueren aus Frankreich stammenden Forschungen von Alain Cabantous und Georges Minois bezieht. Den Abschluss bilden Reflektionen über die Geschichtlichkeit der nicht in Anführungszeichen gesetzten Volksreligion. Gemeint ist damit „die faktische, die alltägliche, die kulturell ver-

wirklichte Religion“ (S. 246) oder an anderer Stelle: „das Thema Volksreligion meint letztlich das Thema Religion“ (S. 36).

Martin Scharfe hat mit dem Buch „Über die Religion“ eine klassische Volkskunde geschrieben, die schon in ihrem fachhistorischen Teil den deutschsprachigen Kollegen, die sich mit „religiöser Volkskunde“ beschäftigten, kritisch-freundlich Zuwendung gewährt. Er stellt diesen Teil der Volkskunde – einschließlich der „mythologischen Volkskunde“ – in den Kontext der Moderne. Brüche der Moderne treten bei Scharfe nicht auf. Obwohl Norbert Elias mit seinem „Prozess der Zivilisation“ erstaunlicherweise keine Erwähnung findet, reflektiert Scharfe ähnlich entwicklungshistorisch wie dieser, wenn er – Bezug nehmend auf Simmel und Karl Marx – die Religion in Verbindung setzt mit den gesellschaftlichen Bedingungen, die bei Simmel zu einer Neubelebung der Religion führen können, bei Marx hingegen zu deren Auflösung im Falle der Entwicklung der Menschheit hin zu einer Gesellschaft „frei vergesellschafteter Menschen“.

Klassisch volkskundlich ist das besprochene Buch auch deshalb, weil Scharfe nur die „reine“ christliche Religion, das heißt die Mehrheitsreligionen der Eigenen beschrieben hat. Das geht so weit, dass Phänomene, die zu religiösen und kulturellen Vermischungen und Grenzüberschreitungen führen könnten – wie etwa die vorkoloniale und koloniale Heidenmissionierung, die Globalisierung christlicher Gemeinschaften und Orden, die Entstehung neuer christlicher – oder auch nicht christlicher – Religionen in Deutschland – keine Erwähnung finden. Selbst Ökumene kommt nicht vor.

Die herausragende Leistung des Buches ist die lückenlose Bestandsaufnahme der kulturwissenschaftlichen Forschungen zur christlichen Religion des von Scharfe traditionell definierten Volkes und deren hermeneutische Deutung. Scharfe weist darauf hin, dass das Buch unter anderem auf zwei Vorlesungen in Marburg und Innsbruck zurückgreift. Entsprechend erfrischend sind die verwendeten symbolischen Imaginierungen: Kirchenschlaf als Religionsausübung, Gipfelkreuz mit Blitzableiter, technische Installation ersetzt Bildstock u. s. w.

Bei diesem Werk erweist sich die Praxis des Böhlau-Verlages, Literaturverzeichnisse nicht zuzulassen, als besonders ärgerlich. So muss der Leser die Recherche nach bibliografischen Hinweisen in insgesamt 739 (!) Anmerkungen durchführen, die nach Kapiteln geordnet sind. Dabei hilft ihm das ausführliche Personenregister und das Sachregister nur bedingt, zumal Scharfe – wohl aus Bescheidenheit – sich selbst nicht in das Register aufgenommen hat und wir deshalb seine wichtigen früheren Arbeiten zum Thema nur mit großem Zeitaufwand finden können.

Bremen

RAINER ALSHEIMER

BARRE TOELKEN: *The Anguish of Snails. Native American Folklore in the West*. Logan, UT: Utah State University Press 2003, 204 S., 62 Schwarzweißabb.

Pein, Qual oder Seelenpein – das ist die Übersetzung für „anguish“. Der vorerst rätselhafte Titel „Die Pein der Schnecken“ von Barre Toelkens jüngstem Buch findet eine ähnlich sanft-überzeugende Erläuterung wie ein breites Spektrum an Sachkultur, Performanzen, mündlichen Traditionen und Humor verschiedener indigener Stammesgruppen im amerikanischen Westen. Wie sich Erfahrung und Schmerz im Muster des langsam gewachsenen Schneckenhauses abzeichnen, soll als Metapher stehen für die Erfahrung und Weltanschauung, die sich in der expressiven Kultur von Navajos und

Yupik, Haida und Ute, um nur einige der Gruppen zu nennen, darstellen. „Aus der Perspektive einer Auster, sollte es so etwas überhaupt geben, ist eine Perle das Resultat eines kreativen Aktes, welcher aus einem Schmerz, der nicht weggehen will, hervorgeht – das ist bereits eine treffliche Beschreibung dafür, was ein gutes Gedicht oder ein Lied oder eine Geschichte für uns tun kann“: So spinnt Toelken seinen erläuternden Faden weiter (S. 11). Die Hermeneutik des Schneckenhäuschens oder der Austernperle wird zur Analogie des Verstehens kultureller „Texte“ im breitesten Sinne – das Echo des Geertz'schen wenn nicht bereits Boas'schen Ansatzes ist da, wenn die Herleitung in diesem Band sich auch erübrigt. Die Metaphern, die vielleicht nicht nur Metaphern sein sollen, und die Pein, die sich durchaus durch die Kommunikationsversuche zwischen indigener Bevölkerung und weißen Kolonisten zieht, bringen die Leserin jedenfalls sofort hinein in einen alternativen Umgang mit Umwelt und Leben und bleiben im Hintergrund dieses Buches präsent als grundlegende Folie, auf welcher kultureller Ausdruck und Handlung verstanden werden müssen.

Barre Toelkens Lebensweg ist seit seiner späten Pubertät eng mit den Navajo verknüpft – ein Sommerjob im Süden Utahs endete in Krankheit, während welcher er von der Navajo Familie Yellowman bis zur Genesung gepflegt wurde. Seine Beziehung zu deren Lebenswelt blieb eng und konstant. Anglistik war zwar sein Promotionsfach aus welchem er vor allem sein Handwerkszeug für den Umgang mit Erzählkultur und Poetik entnahm, aber er hat sich während mittlerweile eines halben Jahrhunderts sehr tief nicht nur mit Navajo Lebensweisen befasst, sondern sich durchgängig im ganzen amerikanischen Westen für die Dokumentation und das bessere Verständnis von indigenen Kulturen eingesetzt. Die persönliche Nähe nimmt der heute 70-jährige Toelken auch zum Anlass, sich für die Vereinbarkeit von emotionaler Nähe und akademischer Vermittlung einzusetzen und als Fürsprecher von subjektiv erfassten Wissensschränken zu agieren. *The Anguish of Snails* ist nicht etwa ein Werk in der jungen Tradition der „Writing Culture“-Bewegung, die die Leserin manchmal mehr über die Feldforscher als über die Erforschten lernen lässt. Vielmehr schreibt Toelken als Interpret nativer kultureller Muster, der den Einlass in die Interpretationskontexte im Lauf langer Jahre so gut zu verstehen gelernt hat, dass er seine eigenen frühen Kurzsichtigkeiten mit einiger Demut (bereits in andern Publikationen) zu Protokoll gegeben hat und sich nur zu sehr bewusst ist, dass auch das vorliegende Buch unweigerlich an Vermittlungsgrenzen stoßen muss. Aus diesem Grund entschied sich Toelken auch, sich vor allem auf Material aus dem Alltagsleben zu beschränken und rituelle, sakrale und Heilungskontexte nur marginal aufscheinen zu lassen: Dass solches Wissen oder selbst der Anschein, solches Wissen erforschen zu wollen, seitens der Gewährspersonen im besten Fall als Machtanspruch und im schlimmsten Fall als böswillige Eroberung der intimsten und kraftvollsten Aspekte einer Kultur aufgefasst werden kann, hat Toelken ebenfalls selbst erfahren, und seither setzt er sich einerseits vehement (und im Fach nicht unumstritten) für Schranken der wissenschaftlichen Erkundung ein. Andererseits will er dem seichten Marktangebot an „indianischer Spiritualität“ einen informationsträchtigen, respektvollen Zugang zu indigener Schaffens- und Denkweise entgegensetzen. Vorliegendes Buch, das den Chicago Folklore Prize 2004 gewonnen hat, ist in erster Linie für eine (durchaus nicht nur amerikanische!) Leserschaft gedacht, die willens ist, ihr romantisch-übersetztes oder feindliches Bild des „Indianers“ beiseite zu legen. Geboten wird hier ein Einstieg durch den „schönen Schmerz der Kreativität“, um bei der Schneckenhäuschenmetapher zu verbleiben, aus welchem sich in Kombination mit Stellungnahmen der Kreatoren/innen gemäss Toelken die weltanschaulichen Zusammenhänge erarbeiten las-

sen. Das Bild des schweigenden, abweisenden, humorlosen Indianers, das in der Popularkultur durchaus noch vorherrscht, soll hier abgelöst werden.

Dass die Kulturen der „native Americans“ genauso in Bewegung sind wie alle andern Kulturen der Welt, wird hier nicht in Frage gestellt. Dass die vielhundertjährige Koexistenz mit Kolonialmächten und Siedlern auch kulturell verarbeitet worden ist, dass es neue, hybride Assoziationen gegeben hat, die auch durch verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Ethnien erwachsen, wird ebenfalls vorausgesetzt. Grundsätzliche kulturelle Muster lassen sich aber gemäß Toelken dennoch herausarbeiten, ob sie sich nun traditionsgemäß überliefert haben oder ob sie in bewusster Willensanstrengung zur eigenen Identitätserhaltung in Zeiten zunehmender kultureller Heterogenität und ökonomischer Entbehrung betont worden sind. In vier Hauptkapiteln werden visuelle Muster (vor allem anhand von gewobenen Körben), Bewegungsmuster (vor allem im Bereich des Tanzens), Muster der mündlichen Performanz in Erzählung und Lied sowie Muster in der Gestaltung von Humor herausgearbeitet. Getragen werden die sachkundigen Erläuterungen vor allem auch durch einen tiefen Fundus eigener Begegnungen und überraschender Feldforschungsanekdoten, die immer wieder Einblick in die geduldige, indigene Verarbeitung der Begegnung mit einer dominanten, hauptsächlich weißen Welt verschaffen. So berichtet Toelken z. B. von einer Reise durch Alaska, während welcher er als sachkundiger Experte Stammesmitglieder finden helfen sollte, die für eine neue staatliche Förderung „ethnischer Künste“ geeignet wären. Ein Yupik-Rat in Alaska hörte ihm geduldig zu und monierte dann, ob Washington (d. h. die US-Regierung) sich denn wohl irgendwann entscheiden wolle, was ihnen nun tatsächlich förderungswürdig sei. Zuerst wären da Missionare gewesen, die geraten hätten, die Elfenbeinschnitzereien doch für Profit zu verkaufen. Ein paar Jahrzehnten darauf wäre ein anderer Gesandter vor Ort gewesen, der anbefohlen hätte, die alten Traditionen endlich aufzugeben und stattdessen eine Fabrik zur Produktion von Gummistiefeln zu errichten. Und jetzt käme er und empfehle, sich doch wieder um die alten Traditionen zu kümmern. Später entdeckte Toelken, dass viele der Dorfbewohner eh immer noch die Schnitzerei, allerdings mit Holz, gepflegt hatten, und einer meinte: „Siehst Du, wir brauchen nicht für alles einen Rat von Washington“ (S. 71–77). Ähnlich beeindruckt die Beschreibung einer Klamath/Hupa Korbflechterin, die innerhalb einer Universität einen zweiwöchigen Kurs anbieten sollte. Die Frustration der Teilnehmer/innen stieg, denn die Lehrerin verbrachte Tag um Tag damit, sie in mehreren Liedern anzuleiten und machte ausgedehnte Spaziergänge mit ihnen, um das Rohmaterial zu sammeln. Auf die Frage einer Kursteilnehmerin, warum denn soviel Zeit mit Singen verbracht werde, antwortete die Lehrerin mit Erstaunen: „Nun, schließlich, Sie wissen doch, ein Korb ist ein Lied, das sichtbar geworden ist“ – für sie ein selbstverständliches Faktum, für die objektfokussierte und vereinzelnde „westliche“ Ästhetik dagegen eine überraschende Erkenntnis kultureller Differenz (S. 51).

Der Epilog bietet ein weiteres Rätsel, dem nachzuspüren sich weit über die hier betrachteten Kulturen lohnen dürfte. „Gleaning’ and the active Audience“ – „ausfindig Machen oder Sammeln und das aktive Publikum“ ist der Titel unter welchem Barre Toelken darstellt, auf welche Weise verschiedene Kulturen Lösungen für schwierige Situationen herausarbeiten. Da ist das Beispiel einer Gruppe von Yupik, die in plötzlich verändertem Wetter den Weg durch Nebel, Schnee und Eis verloren zu haben scheinen. Da ist kein Kompass, kein Beizug von Radio oder Mobiltelefon. Die Männer erzählen sich Anekdoten, über das Land, über diesen und jenen, dem dies und das zugestoßen ist, und aus dem Ansammeln und gemeinsamen Hinhören entwickelt sich ein Sinn für den einzuschlagenden Weg, der sich als der richtige herausstellt (S. 195). Schließlich

ist da Toelkens eigenes Beispiel, mit welchem er die kulturellen Differenzen des „Ausfindig-Machens“ ausklingen lässt: Ein im Juli 2002 (in der Abschlussphase vorliegenden Buches) erlittener Schlaganfall lähmte ihn halbseitig, und er verlor die Sprache. Das biomedizinische Regime westlicher Prägung diagnostizierte Ursachen und Resultat im Sammeln von somatischen Fakten und schlug einen darauf aufbauenden Heilungsweg ein. Als adoptierter Navajo konnte Toelken aber auch auf die Navajo Techniken des Ausfindig-Machens und Sammelns seiner Adoptivschwester bauen, die Ursachen, Auswirkungen und Heilungswege nicht in „wissenschaftlichen“ (was schlussendlich auch eine Form von kulturellen Mustern darstellt) Fakten, sondern in menschlichen Beziehungen, Gefühlen und Handlungen eruieren würde. Für beide Systeme gibt es Legitimation.

„The Anguish of Snails“ enthält wesentliche Denkanstöße für sachkulturelle Interpretationsmöglichkeiten und für die Ethnographie des Tanzes und summiert in eleganter Weise Einsichten aus der Performanzforschung im Bereich Erzählforschung. Es ist vor allem ein schönes und ein weises Buch, verfasst aus der Warte eines Menschen, der wissenschaftliche Konvention kennt und pflegt und dennoch daran erinnern will, dass es in unserer Arbeit auch noch Wichtigeres gibt, als der Konvention zu huldigen.

Göttingen

REGINA BENDIX

THOMAS HENGARTNER/BRIGITTA SCHMIDT-LAUBER (Hrsg.): *Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung*. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin/Hamburg: Dietrich Reimer 2005, 469 S., Schwarzweißabb. (Lebensformen, 17).

Mit diesem Buch legen die beiden Herausgeber keine übliche Festschrift, sondern ein sehr gelungenes Fachbuch zum Forschungsgegenstand „Biographisches Erzählen“ und zur „Modernen Erzählforschung“ vor. Es sind hier 20 Beiträge versammelt, die alle zum Thema geschrieben worden sind, es wurde also kein einziger ‘Schubladen-Vortrag’ eingereicht. Die ersten vier Beiträge widmen sich der ‘rhetorischen und performativen Dimension’: *Hans Joachim Schröder* zeigt die Strukturen, mit denen im autobiographischen Erzählen bestimmte Topoi wiederkehren bzw. verallgemeinert sind und für spezielle Schicksals-Situationen stehen. *Klaus Schriewer* schreibt von der kulturellen Metapher „Wald“ und isoliert Schemata des Erinnerns und Erzählens, wie sie durch Medien, Märchen u. a. geprägt sind. *Burkhardt Lauterbach* thematisiert in seinem Beitrag das „Denglisch“, und es erweist sich als eine Erzählform sui generis. Mit „Stimme: Eine Spurensuche“ erschließt *Regina Bendix* Neuland für die Erzählforschung. Sie behandelt u. a. die „Stimme als Stimmung erzeugendes Medium“ (S. 76) beim Erzählen und sie analysiert die Möglichkeiten der „folk singer“ (S. 87), Balladen stimmlich zu interpretieren.

Theoretische Beiträge liefern *Helge Gerndt*, *Harm-Peer Zimmermann* und *Brigitta Schmidt-Lauber*. Gerndt geht der Frage nach, ob Bilder erzählen können, und Zimmermann schaltet die postmodernen Philosophen parallel zu den Romantikern. So kommt es, dass er feststellen kann, die Postmodernen führten das Projekt Romantik zu Ende und die „Würde narrativer Kulturen“ werde in der Verweigerung der großen Erzählung realisiert – die Sozialgeschichte dieser Würde bleibt dabei auf der Strecke. Brigitta Schmidt-Lauber lotet die „Grenzen der Narratologie“ aus und erläutert höchst spannend die „Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens“. Dabei werden Erzählthemen hervorgehoben, die selten sind, „Phänomene wie Gemütlichkeit oder Langeweile sind zu banal und geläufig, eben ‘kaum der Rede wert’“ (S. 154).

Zum Thema „Weitererzählen“ haben vier Autoren gearbeitet: *Torsten Koch* und *Harald Welzer* führen uns in die Analyseprozesse der empirischen „Weitererzählforschung“, *Klara Löffler* nimmt den Leser mit in die Welt des Biographierens im Zusammenhang des Sich-Bewerbens. Ihre Deutung findet den Schuldigen im Neoliberalismus: „Angesichts dramatisch einbrechender Arbeitsmärkte betreiben allen voran wir selbst den Verschleiß des Autobiographischen im Dienste des neoliberalen Narrativs. Solcherlei Instrumentalisierung jedenfalls, wie sie sich in zeitgenössischen Alltagen abzeichnet, beschädigt nachhaltig den utopischen Charakter der Biographie als des Ortes eines besseren Lebens“ (S. 193).

Hermann Bausinger knüpft mit seinem Beitrag an Lehmanns „Rechtfertigungsgeschichten“ an. Der Text von „Perlmans Erzähltheorie – Erinnerung als Rechtfertigung“ liest sich auf Grund des blendenden Stils und der spannenden Führung durch die literarische Zeugenschaft mit Genuss und wie ein sehr, sehr gutes Feuilleton. Mit ungeheurer Akribie und geduldiger Quellenexegese behandelt *Ingo Schneider* „das Verhältnis von Realität und Fiktion in Reisebeschreibungen und ethnographischen Quellen“.

Der Dimension der Lebenswelt sind vier Beiträge gewidmet. *Brigitte Bönisch-Brednich* hat über Immigrantenauf autobiographien als fellow der National Library of New Zealand geforscht und gibt einen Zwischenbericht. Besonders beeindruckend war für mich der Teil über „literarische Qualität“. In dem Beitrag „Enemy Aliens – Internierungslager für Deutsche in den beiden Weltkriegen. Eine Problemskizze am Beispiel Neuseelands“ zeigt *Rolf Wilhelm Brednich* die Situation deutscher Emigranten und ihrer Kultur. *Brednich* knüpft an Lehmanns Buch „Gefangenschaft und Heimkehr“ an und schildert die stark emotionalisierte Internierungs-Kultur. *Ruth-E. Mohrmann* erforscht die Sachuniversen von Förstern anhand von Versteigerungsprotokollen und *Ingrid Tomkowiak* liefert eine Analyse religiöser Sozialisation im autobiographischen Erzählen.

Der Dimension der Zeitlichkeit gehen zwei Beiträge nach: *Jutta Buchner-Fuhs* handelt von den Fünfzigern und *Irene Götz* vom nationalen Bewusstsein und der Vereinigungsgeschichte.

„Medienvermitteltes Erzählen“ ist für *Klaus Roth* das Schreiben von mails und die damit oft einhergehenden Betrugsversuche im Internet. *Gerrit Herlyn* zeigt uns die „Rhetorischen Figuren der (Computer-)Technikdeutung“ und sie zeigt, „wie technischer Wandel und damit verbundene Handlungsanforderungen und Deutungsoptionen in ein technik-kulturelles Bewusstsein Eingang finden“ (S. 426). *Christoph Schmitt* erforschte „Volkskundler im frühen Rundfunk“. Er zog eine Vielzahl von Quellen heran und bringt deren Interpretation auf die Formel: „Vor allem hatten Heimatbewegung und Rundfunk eines gemeinsam: beide suchten auf unpolitische Weise die Klassegegensätze zu vermitteln.“ (S. 454)

Der sorgsam edierte Band endet mit einem Schriftenverzeichnis von Albrecht Lehmann. Alle FachkollegInnen dürften seine vielzitierten fünf Bücher kennen, was aber überrascht, ist die stattliche Anzahl von 69 Aufsätzen. Sollte es zu einer Zweitaufgabe des Buches kommen, wäre der Band um Kurzbiographien der Beiträger zu ergänzen.

Freiburg

ANDREAS KUNTZ

KARL-HEINZ ZIESSOW/CHRISTOPH REINDERS-DÜSELDER/HEINRICH SCHMIDT (Hrsg.): Frühe Neuzeit. Festschrift für Ernst Hinrichs. Bielefeld: Regionalgeschichte 2004, 416 S., 20 Schwarzweißabb. (Studien zur Regionalgeschichte, 17).

Der Frühneuzeitforscher Ernst Hinrichs hat an der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg und an der Technischen Universität in Braunschweig gelehrt und war Leiter des renommierten Georg-Eckert-Instituts für Schulbuchforschung in Braunschweig. Aus dem Bereich der traditionellen Politikgeschichte kommend und diese im Rahmen seiner Absolutismus-Forschungen vor allem am Beispiel von Frankreich und Preußen fortführend, erarbeitete Hinrichs im Laufe seiner wissenschaftlichen Tätigkeit eine Reihe weiterer Themen, viele davon als regionalgeschichtliche Studien Nordwestdeutschlands. Insbesondere der regionalgeschichtliche Forschungsschwerpunkt führte zu einem intensiven Austausch mit den VertreterInnen der Volkskunde. Früchte dieser Kooperation sind etwa der Band „Sozialer und Kultureller Wandel in der ländlichen Welt des 18. Jahrhunderts“, den Hinrichs 1982 gemeinsam mit Günter Wiegelmann herausgab. Nachgerade als Pionierstudie auf dem neuerdings auch im geschichtswissenschaftlichen Kontext boomenden Feld der Selbstzeugnisse darf der von Hinrichs gemeinsam mit Helmut Ottenjann und Günter Wiegelmann im gleichen Jahr veröffentlichte Band über „Alte Tagebücher und Anschreibebücher“ gelten. Aus kultur-anthropologisch-volkskundlicher Sicht ergeben sich darüber hinaus zu Hinrichs Arbeiten über Alphabetisierung, Literalisierung und die Schulbuchforschung wichtige Schnittmengen mit der volkskundlichen Erzähl- und LeserInnenforschung.

Die Herausgeber und AutorInnen der Festschrift haben sich von Hinrichs vielseitigem Schaffen inspirieren lassen und es um interessante Einzelstudien, neue methodische Ansätze, inhaltliche Aspekte sowie anregende Fragestellungen erweitert. Das Ergebnis ist ein lesenswerter Band, der Beiträge zu vier verschiedenen Themenfeldern präsentiert: Regionalgeschichte (fünf Beiträge), Alphabetisierung und Historische Demographie (vier Beiträge), die europäischen Mächte (sieben Beiträge) sowie Geschichte und ihre Vermittlung (zwei Beiträge). Das Kapitel „Regionalgeschichtliche Forschungen“ bündelt zentrale Themen der Frühneuzeitforschung: *Heinrich Schmidt* zeigt auf der Grundlage eines Kopialbuches aus der konfessionellen Übergangszeit um 1500 die Fortdauer mittelalterlicher Frömmigkeit auf der Ebene des Alltagshandelns in einem Zwischenahner Kirchspiel; *Christoph Reinders-Düsseldorf* unternimmt eine Zusammenschau der Merkmale adeliger Lebenswelt im nordwestdeutschen Raum und dokumentiert ebenso regionale Unterschiede wie Gemeinsamkeiten in Gestalt der repräsentativen Formen materieller Kultur, einer spezifischen funktionalen Familienordnung, einer vorausschauenden Güterverwaltung sowie weltläufiger Erziehung; *Norbert Winnige* stellt die im Vergleich zu der Residenzstadt Hannover und dem bäuerlichen Umland verschiedenen Kreditgeschäfte der Bevölkerung der Stadt Göttingen im 17. und 18. Jahrhundert dar; *Helmut Ottenjann* beschäftigt sich mit der Kultur der bäuerlichen Oberschicht der Weser-Ems-Region, deren Sachkultur einen selbstbewussten Bauernstand erkennen lässt, und *Albrecht Eckhardt* skizziert offene Fragen der 1848er Forschung, indem er die regional unterschiedliche Teilhabe der Bevölkerung in Stadt und Land Oldenburg am politischen Willensprozess im Vormärz bzw. 1848/49 darstellt.

Einen regionalen Bezug haben auch viele Beiträge aus dem Schwerpunkt „Alphabetisierung und Historische Demographie“: *Rainer Prass* beleuchtet regional differierende Einflüsse auf die Geschichte der Lesefähigkeit, von denen unter anderem die konfessionellen Unterschiede eine bedeutsame Rolle spielen. So förderte etwa der Jansenismus das Lesen in die Breite, während der Pietismus den Blick auf den engeren religiö-

sen Kontext begrenzte. *Andrea Hofmeister* verbindet die Alphabetisierungs- mit der Geschlechterfrage und spürt den Ursachen des weiblichen „Leserückstandes“ bis in die Moderne nach. *Peter Albrecht* untersucht das sich differenzierende Schulwesen um 1811 am Beispiel der Stadt Braunschweig. Angesichts der zahlreichen Probleme, denen sich LehrerInnen und SchülerInnen zu stellen hatten, scheint die Tatsache, dass Lesen und Schreiben überhaupt gelernt wurde, nachgerade erstaunlich. *Jürgen Schlumbohm*s Überlegungen über das Verhältnis von Familienformen und demographischem Verhalten sollte spätmodernen FamilienpolitikerInnen ins Stammbuch geschrieben werden: Familiensysteme sind komplex und unterliegen einem ständigen Wandel, die Familienplanung wird durch strategisches Handeln der AkteurInnen und vielfältige Faktoren beeinflusst.

In den Beiträgen von *Rudolf Vierhaus*, *Dorothea Zöbl*, *Sibylle Brüggemann*, *Markus Dauß*, *Angela Taeger*, *Klaus Zernack* und *Karl-Heinz Ziessow* zum Themenfeld der „europäischen Mächte“ geht es um die wichtigsten Repräsentanten und um die Formen des absolutistischen Herrschaftssystems, behandelt werden Vorgeschichte und Nachhall des Absolutismus. In den Blick geraten die europäischen Großmächte Preußen, Frankreich und Russland, die immer wieder zur nordwestdeutschen Region in Bezug gesetzt werden: So wird eine Herrschergestalt wie der ostfriesische Fürst Christian Eberhard im Vergleich zum brandenburgischen Herrscher gesetzt (Brüggemann) oder der Oldenburger Historiker Gerhard Anton von Halen in seinen Ambitionen für seine Biographie des russischen Zaren Peter des Großen (Ziessow) geschildert. Auch hier hat der Vergleich als kulturhistorische Methode eine herausragende Bedeutung, etwa wenn die unterschiedliche politische Erinnerungskultur Deutschlands und Frankreichs im 19. Jahrhundert beleuchtet wird (Dauß). Aus kulturanthropologisch-volkskundlicher Perspektive sind besonders die Beiträge interessant, in denen die symbolische Repräsentanz, Materialisierung und Inszenierung von Herrschaft thematisiert werden: So zeichnet *Dorothea Zöbl* minutiös die Herstellung „allgemeiner Öffentlichkeit“ aufgrund der herrschaftlichen Architektur in Berlin und Potsdam nach, und *Angela Taeger* beleuchtet, wie sich die Selbstinszenierung der frühneuzeitlichen Herrscherinnen dramatisch von der öffentlichen Wahrnehmung und Inszenierung unterschied.

Zwei Beiträge stehen für das Feld der Geschichtsdidaktik: *Bernd Mütter* stellt unter dem Schlagwort „Histourismus“ ein geschichtsdidaktisches Projekt des Reisens im Rahmen der Erwachsenenbildung der Universität Oldenburg vor. Das Projekt vermittelt einerseits Studierenden praktische Erfahrungen in den möglichen Berufsfeldern der Erwachsenenbildung und des Reisetourismus, den TeilnehmerInnen andererseits buchstäblich erfahrbare Geschichte. *Rolf Wernstedts* Beitrag über Hinrichs Tätigkeit als Direktor des Georg-Eckert-Instituts beschließt den Band.

Die AutorInnen der Festschrift vermitteln überzeugend, dass Regionalforschung nicht – wie von Kritikern gelegentlich befürchtet – in die Provinzialisierung mündet, sondern im Gegenteil einen unverzichtbaren Forschungsansatz darstellt, mit dessen Hilfe es gelingen kann, historische Lebenswelten in ihren Kontexten zu erforschen und zugleich in die weiteren überregionalen Zusammenhänge einzubinden. Kulturhistorisch Schaffende werden in diesem ausgewogenen und vielseitigen Band darüber hinaus zahlreiche Anregungen für ihre eigenen Forschungen nicht nur auf dem Feld der Frühen Neuzeit finden.

Göttingen

MICHAELA FENSKE

KLAUS FRECKMANN/BURGHART SCHMIDT (Hrsg.): Häuser und ihre Geschichte im Hunsrück-Nahe-Raum. Marburg: Jonas 2004, 319 S., Farb- und Schwarzweißabb. (Schriftenreihe zur Dendrochronologie und Bauforschung, 4).

Der Hunsrück? „Hohe Arbeitslosigkeit, Dialekt und Kässer“. Auf diesen vorurteilsbeladenen Nenner reduzierten sich bisweilen die Erkenntnisse von Passanten und Kommilitonen, die 2002 in Mainz und Umgebung von Studenten der Volkskunde zu dem rheinland-pfälzischen Mittelgebirge zwischen Mosel und Nahe befragt wurden. Obwohl praktisch vor der Haustür der Landeshauptstadt gelegen, kannte nur die Hälfte der Befragten den Hunsrück und wusste ihn landschaftlich einzuordnen.

Dieses eingangs des Buches erwähnte Befragungsergebnis erstaunt: Trotz der erfolgreichen Trilogie „Heimat“ des Filmemachers Edgar Reitz, der seiner eigenen Heimat, dem Hunsrück, mit dem fiktiven Ort Schabbach ein filmisches Denkmal gesetzt hat, bleibt diese Höhenregion offenbar eine terra incognita, wird allenfalls auf der vielbefahrenen Hunsrückhöhenstraße beim Transit in den äußersten Westen der Republik oder in die Beneluxstaaten flüchtig wahrgenommen.

Mit der vorliegenden Publikation stellt *Klaus Freckmann*, langjähriger Leiter des rheinland-pfälzischen Freilichtmuseums Bad Sobernheim und profiliert Kenner der beschriebenen Region, den flüchtigen, oberflächlichen Wahrnehmungen einen genauen, vertiefenden Blick entgegen. Der Titel des Bandes, dessen Texte zu zwei Dritteln aus Freckmanns eigener Feder stammen, weist bereits den Weg: Die Hauslandschaft des Hunsrück-Nahe-Raums ist das „Leitmotiv“, der rote Faden des Buches. Doch bereits im einführenden Aufsatz Freckmanns wird deutlich, dass das Buch mehr ist als eine bloße bautypologische Darstellung des Hunsrücks. In einer grandiosen Tour de Force beschreibt er „die Hunsrück-Nahe-Region als Kulturlandschaft“ (Aufsatz-Titel), nähert sich ihr von Seiten der Etymologie, der historischen Geographie, der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der Baugeschichte und der Konfessionsgeschichte. Dabei relativiert er die verbreitete Vorstellung von der einstigen großen Armut im Hunsrück. Anhand des präsentierten wirtschaftshistorischen Datenmaterials wie Betriebsgröße oder Bau- und Viehbestand des Hofes wird deutlich, dass man nicht für jede Epoche von einer durchweg armen Höhenlandschaft sprechen kann. So war Anfang des 19. Jahrhunderts der Hunsrücker Bauer mit einer durchschnittlichen Betriebsgröße von sechs bis sieben Hektar und einem Viehbestand von zwei Zugtieren, zwei Kühen, sechs Schafen und drei bis vier Schweinen nicht viel schlechter gestellt als sein Südpfälzer Kollege, der sich freilich eines wesentlich fruchtbareren Bodens erfreuen konnte. Freckmann geht aber in seiner einführenden Kulturgeschichte des Hunsrück-Nahe-Raumes noch weiter: Er spannt den Bogen von der bis in die römische Zeit zurückreichenden Denkmallandschaft über das frühe Montan-Unternehmertum im 18. und 19. Jahrhundert bis hin zu den Assoziationen, die mit dem Wort Hunsrück verknüpft sind: Darunter fällt auch der 1803 in Mainz hingerichtete Räuber Schinderhannes, nach dem im Hunsrück ein Radweg und Campingplätze benannt sind.

Nach diesem vorzüglichen kulturhistorischen „Aperitif“ geht es im Folgenden ausschließlich um die Hauslandschaft des Hunsrück-Nahe-Raums, wobei das Gebäude als solches, das historische Haus mit all seinen Wechselbeziehungen im Mittelpunkt der Betrachtung steht und nicht die Bewohner und ihre Lebensgeschichte im Haus. In einem weiteren Block wird nach der Rezeption des „Hunsrücker Hauses“ in Süd- und Nordamerika gefragt. Den Abschluss des Buches – sozusagen das bauhistorische „Dessert“ – bildet eine Auflistung von insgesamt 164 Bauten des Hunsrück-Nahe-Raums

(Kirchen, Burgen, Wohnbauten), die in den letzten Jahren dendrochronologisch erfasst worden und deren Datierungen hier verzeichnet sind: eine überaus wertvolle bauhistorische Datenbank, der höchstens eine zusätzliche kurze bautypologische Charakterisierung der untersuchten Gebäude fehlt.

Der ländliche Baubestand geht im Hunsrück meist bis ins 18., vereinzelt auch bis ins 17. Jahrhundert zurück, während der städtische Bürgerhausbestand häufig noch aus dem 16. Jahrhundert stammt. Freckmann beginnt hier mit einer Geschichte der historischen Bauforschung in der Region, die bereits in den 1930er Jahren dort sehr präsent war und die heute vor allem im Umfeld der rheinland-pfälzischen Freilichtmuseen Sobernheim und Roscheider Hof (bei Trier) angesiedelt ist. Dabei widerlegt er überzeugend eine These der älteren Bauforschung, dass Wohlhabende in Massivbauweise und ärmere Bevölkerungskreise in Fachwerk gebaut haben. Im Mittelpunkt des Hauptteils stehen exemplarische bauhistorische Studien zu einigen Städten und Dörfern der Region wie Sobernheim, Monzingen, Kirn und Altenkülz. Besonders in den beiden erstgenannten Ortschaften hat das renaissancegeprägte 16. Jahrhundert prächtige bauliche Spuren mit reichem Schmuckfachwerk oder repräsentativen Steinarchitekturen hinterlassen. Für Freckmann verwischen sich die Grenzen zwischen ländlicher und kleinstädtischer Architektur – eine These, die auch Konrad Bedal für Franken schon lange vertritt. Als Detailbeispiel werden u. a. die Laubengänge angeführt, die in Stadt und Land des Hunsrück-Nahe-Raumes gleichermaßen Eingang gefunden haben. Und selbst das so genannte ländliche Einhaus, das Wohnbereich, Stallung und Scheune unter einem Dach zusammenfasst, ist nicht nur auf dem Land (noch) allgegenwärtig, sondern findet sich auch an der Peripherie der Stadt Trier.

Nach den Fallstudien wird das historische Haus nach bewährter Methodik der Bauforschung im Hinblick auf Baustoffe, Gefüge und Binnengliederung bauanalytisch „sezziert“. Freckmann lässt in diesem Beitrag archivalische Befunde, Baubeobachtungen und -phänomene sowie Ergebnisse der Bauforschung in einem Überblick zusammenfließen. Was der Hunsrück hergab, fand als Baumaterial Verwendung: Sandstein, Grauwacke, Schiefer, Ziegel (auch luftgetrocknet) und natürlich Holz. Noch heute ist die Holzindustrie im waldreichen Hunsrück ein wichtiger Wirtschaftszweig. Immer noch prägend für das Erscheinungsbild vieler Ortschaften ist der Schiefer, der im Hunsrück ab dem 19. Jahrhundert für Dächer wie als Wandbekleidung für Hausfassaden vorherrschend wurde. In konstruktiver Hinsicht bemerkenswert ist das späte Vorkommen von Firstsäulenkonstruktionen: Von 1696 datiert ein in Firstständerbauweise errichtetes Einhaus aus dem Landkreis Birkenfeld. Im westlichen Franken (Odenwald) wurden dagegen nach dem derzeitigen Kenntnisstand die letzten Firstsäulenbauten ca. 100 Jahre früher errichtet; sie sind dort überwiegend ein Phänomen des späten Mittelalters.

Die Beiträge von *Karen Gross* und *Günter Weimer* suchen nach dem „Hunsrücker Haus“ in den USA und Brasilien, wohin viele Hunsrücker im 19. Jahrhundert ausgewandert sind – und finden es nicht wirklich. Jedenfalls nicht in dem Sinne, dass neben den Menschen auch die Bauweisen ihrer heimatlichen Häuser deckungsgleich in die Fremde transferiert worden wären. Die Anpassung an die neue (Um-)Welt dominierte, auch wenn durchaus Parallelen in Grundrissstruktur und Baustoffverwendung festzustellen sind: Aber „in ihrer neuen Heimat trauerten Auswanderer (...) wohl kaum ihren Häusern noch ihren Scheunen noch ihren Kirchen nach“ (S. 245).

Mit dem Buch wird der Hunsrück zur kulturgeschichtlichen und hauskundlichen „terra cognita“ – und das nicht nur durch die Texte, sondern auch durch die vielen, ganz überwiegend farbigen und detailreichen Abbildungen, die schon beim bloßen

Durchblättern regelrecht ins Auge fallen. Klaus Freckmann spielt sehr sicher auf der Klaviatur der modernen historischen Bauforschung und seiner vielfältigen Methodik, ohne dass die Texte in irgendeiner Weise wissenschaftlich-schwerfällig werden. Es ist somit gewiss nicht nur ein Buch für Hausforscher, sondern für jeden, der sich nicht damit begnügen will, dass es im Hunsrück nur „hohe Arbeitslosigkeit, Dialekt und Käfer“ geben soll.

Nürnberg/Bad Windsheim

HERBERT MAY

JAN CARSTENSEN (Hrsg.): Die Dinge umgehen? Sammeln und Forschen in kulturhistorischen Museen. Münster u. a.: Waxmann 2003, 127 S., Schwarzweißabb.

Der vorliegende Sammelband geht auf die 15. Tagung der Arbeitsgruppe „Sachkulturforschung und Museum“ im Rahmen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde zurück, die im Oktober 2002 im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold – Landesmuseum für Volkskunde stattfand. Der Gastgeber der Tagung bildete im Einklang mit seinen eigenen Arbeitsschwerpunkten vier Sektionen – Gegenwart, Qualifizierung, Fotografie und Multimedia der Dinge –, denen insgesamt 17 Beiträge gewidmet sind. Der doppeldeutige Titel zieht sich dabei wie ein roter Faden durch sämtliche Beiträge und wird von dem Herausgeber des Tagungsbandes im Vorwort folgendermaßen zusammengefasst: „Gehen wir ihnen [den Dingen des Alltags, Ch.B.] als Museums-macher und Forscher zunehmend aus dem Weg, ‘umgehen’ wir sie mit Medien, Inszenierungen und Gestaltung, oder werden sie eo ipso für Forschung und Besucher mit aktuellen Fragestellungen neu erschlossen, also ‘umgehbar’ und ‘begreifbar’?“ (S. 7).

In der ersten Sektion „Gegenwart“ wurde zunächst der Frage nachgegangen, wie sich im 21. Jahrhundert angesichts industrieller Massen- und Medienkultur eine der Hauptaufgaben der Museen, das Sammeln, noch bewältigen lässt. Als ein sinnvolles Konzept erscheint das Dokumentationsprogramm SAMDOK (vorgestellt von *Eva Kjerström Sjölin*) in Schweden, wo seit drei Jahrzehnten kulturhistorische Museen im Verbund und in Kooperation mit Hochschulen und Bevölkerungsgruppen die Gegenwart sammeln, erforschen und dokumentieren. *Claudia Gottfried* vom Rheinischen Industriemuseum Ratingen macht am Beispiel Textilien deutlich, dass dort die Anschaffung, Aufbewahrung und Präsentation von Objekten eng vom historischen und gesellschaftlichen Kontext des Museums abhängt. *Christoph Köck* aus München stellt mit *Vilem Flusser* die provokante These auf, dass das Museum „heute einer der wichtigsten Produzenten und Agenturen von Udingen“ (S. 28) sei, indem Dinge als Ausstellungsexponate zu Repräsentanten von „Lebenswirklichkeiten“ und damit zu distanzierten Informationen transformiert werden. Zu Recht aber wird die Bedeutung der Dinge inzwischen nicht mehr allein in ihrer Stofflichkeit, sondern – wie *Nina Hennig* aus Kiel anführt – in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit zum Menschen gesehen. Ihre Befragung innerhalb kulturhistorischer Museen zeigt jedoch, dass dazu notwendige Dokumentationsmaßnahmen wie archivalische Forschungen, biografische Interviews und Videoaufzeichnungen noch längst nicht alltäglich sind.

Und was macht man mit Museumsbeständen in überfüllten Magazinen, die unzugänglich und völlig undokumentiert sind? Diese Frage wurde von der Sektion „Qualifizierung“ diskutiert. In Holland macht der Staat innerhalb des DELTA-Projektes Zuwendungen an Museen für Konservierung und Restaurierung von einer qualitativen Überprüfung sämtlicher Kollektionen abhängig (*Erik van't Hull*). Dies beinhaltet auch die Aussonderung von Sammlungsgegenständen. Nach *Stefan Baumeier* und weiterer

Referenten aus Detmold ein heikles Thema, dem man sich aber vermehrt auch hierzulande stellt, um die voll gefüllten „Archive materieller Kultur“ zu qualifizieren (und zu leeren?).

Die Sektion „Fotografie“ befasste sich mit der Dokumentation und Erschließung von historischen Fotobeständen. *Jutta Buchner-Fuhs* (Kiel) stellt in diesem Kontext ein von ihr entwickeltes methodisches Verfahren zur Erforschung von Artefakten vor: die Fotobefragung. Dabei nutzt sie Ding-Fotografien und historische Werbeanzeigen als Erzählanreize, um in zumeist dialogischen Situationen Erinnerungen und historische Wirklichkeit von Zeitzeugen zu sammeln. *Irene Ziebe* aus Berlin weist auf die Bedeutung von privater Alltagsfotografie als Dokumentationsmaterial und Forschungsmedium für kulturhistorische Museen hin, deren Wert jedoch stark von gründlicher Dokumentation abhängig sei. Dies geschieht in Westfalen-Lippe im Wettlauf mit der Zeit und mit kommerziellen Medienunternehmen (Bill Gates): systematisch werden dort historische Bild-, Film- und Tonquellen archiviert, und zwar nicht am Museum, sondern in Kooperation mit dem Westfälischen Landesmedienzentrum. Der Referent *Volker Jakob* und sein Team führen dazu landesweite Beratungen und Betreuungen von Archiven, Vereinen und Privatpersonen durch. In drei folgenden Beiträgen geht es um die Archivierung und Translozierung ganzer Fotoateliers. Als Relikte aus der Frühzeit der Fotografie sind diese Tageslichtateliers nicht nur als eigener architektonischer Typ („Glashaus“) interessant, sondern auch unter dem Aspekt des ländlichen, technisch-künstlerischen Gewerbes sowie als Abbilder und Produzenten von sozialer Wirklichkeit.

In der Sektion „Multimedia der Dinge“ finden sich nun Beiträge, die die angedeutete Diskussion um die Aussagekraft von Dingen und deren Repräsentation im Museum weiter zuspitzen. *Franz Sonnenberger* berichtet von der Neustrukturierung und Modernisierung der Nürnberger Museumslandschaft, bei der die Exponate bewusst mit Didaktik und Raum- bzw. Architekturlebnis verschränkt wurden – bis hin zur Abwesenheit von dreidimensionalen Ausstellungsstücken. Der Erfolg scheint diesem publikumsorientierten Konzept des „Museums als historisches Theater“ Recht zu geben. Dass das Gelingen von Ausstellungen nicht nur von durchdachter Gestaltung und Multimedia-Einsatz abhängt, sondern nach wie vor inhaltliche Konzepte und systematische Forschung am Objekt benötigt wird, macht *Bastian Bretthauer* mit der Beschreibung seiner Ausstellung „Die Botschaft der Dinge“ (Museum für Kommunikation Berlin und Frankfurt a. Main) deutlich. Nur dann werden im Museum Dinge in einer „Schule des Befremdens“ (S. 116) jenseits oberflächlicher Erlebnishascherei zu Anlässen für Reflexion und Debatten.

In einem Resümee plädiert *Andrea Hauser* (Jena) für ein „Museum der differenzierten Wahrnehmung“, in dem die polyphonen Bedeutungsebenen der Objekte für vielfältige Aussagemöglichkeiten genutzt werden. Wie sie feststellt, führte die Digitalisierung und wachsende Virtualisierung unserer Gegenwart innerhalb der Museumswelt zu einer Rückbesinnung auf das „Original“. Und doch stehen die Museumsmacher gleichzeitig unter dem gesamtgesellschaftlich zu beobachtenden „Erlebnisdruck“, wie man auch diesen Tagungsbeiträgen anmerkt. Aber solange Museen die Originale verwahren, seien sie nach Hauser nicht in ihrer Existenz bedroht, da nur sie – wir haben es schon oft gehört – das „besondere Erlebnis der Wahrnehmung von Originalen“ (S. 124) bieten können. Und das wiederum ist m. E. nicht durch den dienenden und kontrollierten Einsatz von didaktischen Medien und bewusster Raumgestaltung gefährdet, die vielmehr dabei helfen können, Dinge in ihrer Authentizität und Mehrsprachigkeit zu

beleuchten und zu entschlüsseln. Vorausgesetzt, die Museen haben ihre Hausaufgaben gemacht und die Sammlungen „qualifiziert“.

Hamburg

CHARLOTTE BRINKMANN

WALTER STOLLE/HESSISCHES LANDESMUSEUM DARMSTADT (Hrsg.): Geheimnisvolle Masken aus der Rhön. Von jüdischen und christlichen Bartmännern. Katalog zur Ausstellung im Museumszentrum Lorsch. Darmstadt: Hessisches Landesmuseum 2005, 327 S., Farb- und Schwarzweißabb.

Das ist ein wunderbares Begleitbuch zu einer außerordentlichen Ausstellung für einen auf den ersten Blick eher unscheinbaren Gegenstand aus einer Kleinstregion östlich von Bischofsheim, fernab vom folkloristischen Rummel der Medien. Für den wissenschaftlichen Volkskundler stellt das Projekt und seine Realisation eine wahre Genugtuung dar, dass sich so etwas heutzutage tatsächlich noch verwirklichen lässt: zum einen als ernsthaft fragende Forschung in progress und zum anderen als öffentliches Ereignis am anderen Ende der landschaftlichen Umwelt. Und damit erweist sich wieder einmal die alte Erfahrung, dass auch die Strategien der Wissenschaft sich kaum organisatorisch regulieren lassen, sondern für den Erfolgsfall allein abhängig sind von Einzelpersönlichkeiten. Hier meint dies Dr. Walter Stolle, den Leiter der volkskundlichen Sammlung der Außenstelle Lorsch an der Bergstraße. Durch ihn hat das Hessische Landesmuseum Darmstadt, das mit der bayerischen Rhön so gut wie nichts verbindet (die unmittelbaren heutigen Nachbarn wären die Kasseler) als die strukturell bedingte Parallelität des Schnitzens im Odenwald und in der hohen Rhön seit dem 19. Jahrhundert, eine unbekannte Privatsammlung von Rhöner Masken aus dem Rheinland nicht ohne Mühen wortwörtlich an Land gezogen, andere zumindest kennen lernen dürfen und jahrelange Studien immer wieder vor Ort getrieben, wo doch angesehene Lokalmuseen existieren und eine bislang gutbetucht gewesene regionale Heimatpflege. Doch nein, die Hessen fallen nicht in Bayern ein, sondern das traditionsreiche Rhönmuseum, vor 85(!) Jahren einst Stolz der Münchner Museumsförderung auf dem Lande gewesen und in den letzten Jahrzehnten von einem interessierten Landrat gefördert, steht heute vor dem Aus, weil die Gemeinde Fladungen und der Landkreis Rhön-Grabfeld nicht mehr wollen oder können und der Kulturfonds des Bezirks Unterfranken auf unfaires Drängen der Staatsregierung hin für die Finanznöte der Stadt Würzburg gemolken wird. Da ist dann nicht einmal eine Kooperation der Willigen mehr möglich. Kurz: Walter Stolle gehörte der Bayerische Verdienstorden, und die interessierten Privatleute aus Unterfranken können zwischen Februar und September 2005 an die Bergstraße fahren, um endlich einmal etwas Substantielles über Rhöner Masken zu erfahren, was ihnen zu Hause aus welchen Gründen auch immer vorenthalten wird.

Es geht im Wesentlichen um die benachbarten Dörfer Oberelsbach, Ginolfs und Weisbach in der hohen Rhön, an der Grenze zum erst 1866 von Preußen annektierten, einst ebenfalls bayerischen Amtsbezirk Hilders. Die übrigen, davon abhängigen Herstellung- und Gebrauchsorte liegen nicht weit entfernt (s. Karte S. 42). Der Verfasser dokumentiert sowohl das Fastnachtstreiben der allerjüngsten Zeit in Wort und Bild und hat dazu überaus seltenes, aber aufschlussreiches Fotomaterial seit den 1920er Jahren sammeln können. Ebenso geht er für die heutigen Schnitzer (mit Lebensläufen) und deren Traditionen vor, und er hat ein wichtiges Kapitel der Spurensuche nach Weisbachs Juden und deren Kinderheischen auf Purim geschrieben, dazu sogar einen Nachfahren aus Amerika befragen können. Dies ist deshalb von großer Wichtigkeit, weil es dort den

Maskentypus „Juden“ als Judenlarven bis auf den heutigen Tag gibt, deren historische Herkunft und Sinndeutung den Untertitel der Ausstellung bestimmt hat, nachdem auch hier die Heimatliteratur bis in unsere Tage von den alten Germanen gefaselt hat.

Eine genaue Auflistung der Maskenkostüme, ihrer Namen und des je ortsüblichen Gebrauchs bringt uns der Erklärung näher. Die Masken „Aaron“ und „Mose“ (Nr. 49, 51, 85, 86) bildeten einst in Weisbach die Anführer der „Blauen Juden“, einer Gruppe blau kostümierter „Jüde-Masken“-Träger (Nr. 50–88). Die meisten Masken stellen ohnehin Männergesichter dar. „Debudel“, „Hanswurst“, „Zähneblecker“, „Schlappmaul“ und das Kostüm „Geiß“ begegnen relativ selten, so wie die wenigen Frauen- und Mädchengesichter. Diese „Mädle“ sind erst seit den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgekommen, s. Kat.-Nr. 38–48, stellen also nur 10% der katalogisierten Stücke dar. Hexen und Teufel tauchten nur kurze Zeit im 20. Jahrhundert auf, desgleichen nach dem Ersten Weltkrieg abgelegte weibliche Trachtenkleidung, auch Trachtenhosen-träger aus Altbayern und nach dem Zweiten Weltkrieg verschlissene Militärmäntel mit Lederkoppeln (Bastheim S. 65), woran man erkennen kann, wie selbstständig und lebendig das dörfliche Fastnachtstreiben der Jugendlichen war trotz der seit dem 19. Jahrhundert nur leicht variierenden Bartmasken für jeglichen Mann. „Stroh-männer“, „Spannmänner“, „Ginstermänner“ kommen zu verschiedenen Zeiten an unterschiedlichen Orten vor, selbst „Stelzenmänner“ und vielerlei Arten von künstlichen Kopfbedeckungen.

Das Schnitzen in der Rhön wird gerne für ein uraltes Gewerbe angesehen, entstammt jedoch erst der staatlichen Förderung des 19. Jahrhunderts in armen Mittelgebirgsgegenden, hier durch die Holzschnitzschule Bischofsheim (seit 1862 dorthin verlegt). Stolle kann für fünf Maskenschnitzerorte deren direkte Verbindung zur Schule nachweisen. Vor allem hat den „Blauen Juden“ in Weisbach ein ehemaliger Absolvent aus dem nahen Bischofsheim erfunden, nicht aber das dazugehörige Brauchelement. Es handelt sich nämlich nicht um antisemitische Judenkarikaturen, weshalb man noch 1979 unter mythomanischen Spekulierern das Dialektwort für missverständene „Jöten“, norwegische Berggriesen dämonischer Natur, ausgeben konnte und die Weisbacher laut Würzburger „Mainpost“ von 2002 die blauen „Jüdekittel“ für „Jüteländer Trachten“ oder gar „Lappenkittel“ halten. Doch die inzwischen abgekommenen Gruppenhäupter Aaron und Mose hätten den Bezug zum Alten Testament schnell herstellen lassen müssen. Diese waren die Anführer des Volkes Gottes aus der Knechtschaft auf dem Wege zur Landnahme, dem Urbild auch der christlichen Erlösungstheologie. Und tatsächlich geht dies offensichtlich auf ein kirchliches Kostümspiel „Der Auszug der Kinder Israel aus Ägypten“ zurück, wie es z. B. im oberhessischen Laubach für das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts nachgewiesen ist. Stolle formuliert zwar vorsichtig „Bedarf an weiterer Forschung“, doch seine systematischen Ältestenbefragungen, Indizien und Überlegungen stimmen mit allem überein, was wir heute über Alter, Entstehungsbedingungen, Vergessen, Wandlungen, Wiederbelebungen etc. von Brauch und Brauchrequisiten im Kontext konfessioneller Anbindungen der Vergangenheit und einstiger wie heutiger Unbekümmertheiten wissen (S. 52–60).

Und natürlich sprechen die ausgestellten Objekte eine deutliche Sprache. Keine der bekannten Masken ist älter als die Mitte des 19. Jahrhunderts. Damals war ein Typus zeitgenössischer Bartgestaltungen geschaffen, der insgesamt an die alemannischen Schönmasken des Barock erinnern und auch darin dem Spätbiedermeiergeschmack entsprechen. Der Hexenfolklorismus des Expressionismus ist in der Volkskunstforschung längst entlarvt, nachdem wir sehr genau wissen, wer und wann die berühmten Schweizer Stücke gefertigt hat. Hier zwei Rhöner Beispiele Nr. 95/96 aus der Zeit um 1914/

20. Darum ist es so wichtig, genaue Angaben zu den Herstellern zu besitzen. Stolle liefert uns das jetzt alles für die Rhön in seinem auch ästhetisch und drucktechnisch wundervollen und dennoch handlichen Band.

Würzburg

WOLFGANG BRÜCKNER

NINA HENNIG: *Lebensgeschichte in Objekten. Biografien als museales Sammelkonzept*. Münster u. a.: Waxmann 2004, 313 S., Schwarzweißabb. (Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 3).

Mit der anzuzeigenden Publikation legt die Autorin die Druckfassung ihrer Kieler Dissertation aus dem Jahre 2001 vor. Sie behandelt ein in der gesamten Volkskunde, in Museen wie in Universitätsinstituten, höchst virulentes Thema: die Bedeutung der (individuellen) Biografie als Kontext, als Quelle für die ethnologische Forschung wie für die museale Arbeit. Für letztere gewinnt der biografische Aspekt besonderes Gewicht, da er sowohl bei der Anschaffung (Sammeln), wie bei der Bestimmung (Inventarisierung), wie bei der Ausstellung (Objektpräsentation) zunehmend von Anfang an miteinbezogen werden müsste.

Mit dieser Thematik setzt sich Nina Hennig überzeugend auseinander und erläutert in einer umfänglichen Einleitung ihr Vorgehen und ihr Forschungsanliegen.

Zunächst referiert die Autorin den Forschungsstand im Fach, eine ebenso nützliche wie in heutigen Qualifikationsarbeiten keineswegs mehr selbstverständlich abgeforderte Vorgehensweise. 'Sachkulturforschung' und 'Biografieforschung' sind dabei die Hauptzugangswege: beides Themen für eigenständige, umfängliche, auch heute noch (oder wieder) sinnvolle Analysen, Frau Hennig kann sie für ihren Zusammenhang natürlich nur in gebotener Kürze abhandeln, dennoch entsteht für den Leser ein hilfreicher, verständlicher wissenschaftsgeschichtlicher Kontext für die weitere Lektüre.

Unter ebensolchen Absichten stehen die folgenden Kapitel 'Zu den Dingen' und 'Zum Sammeln'. Hier setzt sich die Autorin mit den bisherigen relevanten volkswissenschaftlichen und darüber hinausgehenden Dingtheorien auseinander und erinnert besonders an Leopold Schmidts Konzept der 'Gestalttheiligkeit' als einen wichtigen Impuls zur Aufhebung der Trennung von geistiger und materieller Volkskultur in der volkswissenschaftlichen Forschung. Es folgt im Weiteren die Analyse der gegenwärtig geführten Diskussion um Dingtheorien im Fach und deren Realisierung vor allem im Museum, eine Darstellung, die Frau Hennig mit kritischem Selbstbewusstsein recht überzeugend zu entwickeln versteht.

Auch im nächsten Kapitel 'Zum Sammeln' referiert sie zunächst den Forschungsstand, dann bisherige museale Sammlungskonzepte, unterscheidet zum gegenwärtigen 'Musealen Sammeln' und setzt sich in einem als Exkurs bezeichneten Abschnitt mit der 'Skepsis dem Museum gegenüber' auseinander, womit sie die aktuelle Diskussion um Sinn und Möglichkeit des Museums beschreibt (etwa Scharfe, Korff, Roth und viele andere mehr, die sich hauptsächlich auf den Kommissionssitzungen der DGV dazu äußerten).

Auch das folgende Kapitel 'Biografische Vermittlungsabsichten und -möglichkeiten der Museen' dient zunächst der Herleitung und wissenschaftlichen Erinnerung, (die der Rezensent für unabdingbar und hilfreich hält). In diesem Abschnitt trägt die Autorin bisherige Positionen biografischer Relevanz für die Museumsarbeit zusammen und erläutert an ausgewählten Beispielen Erfahrungen aus bisheriger biografisch orientier-

ten Ausstellungen, etwa „Walter. Leben und Lebensbedingungen eines Frankfurter Jungen im III. Reich“ (Frankfurt, Historisches Museum 1986).

Das sechste Kapitel behandelt unter dem Titel 'Zum Theorie-Praxis-Verhältnis. Kommunikation zwischen Museum und Universität?' das immer wieder beklagte Missverstehen zwischen den beiden Institutionen und ihren Vertretern. Die Diskussion kulminierte in den Jahren 1993/94, ausgelöst durch die Kontroverse Lipp/Ottenjann, zu der dann in der Folgezeit zahlreiche weitere positionierende Wortmeldungen im Fach zu verzeichnen gewesen waren. Für die weitere Argumentation stellt Nina Hennig sich nun die Frage, welche volkscundliche (Sachkultur-)Theorie denn überhaupt zur Verfügung stünde, um in der konkreten Museumsarbeit, über die sie dann im Folgenden berichten möchte, richtungweisende, theoriebildende Unterstützung zu erhalten. Die Autorin entschied sich für ein Konzept, das Sabine Künsting und Andreas Bruck in einem Aufsatz bereits 1987 vorgelegt hatten mit dem Titel: „Der notwendige und vollständige Aufbau von Forschungstheorien. Eine Theorie“. Mit diesem Entwurf schlagen die Autoren zur Theoriegewinnung ein stufenweises Herangehen an den Forschungsgegenstand vor, das dann von Frau Hennig in ihrem Text am Beispiel einer Truhe aus dem Jahre 1779 im Meldorfer Museum vorgeführt wurde.

Die bisher referierte wissenschaftsgeschichtliche Herleitung und theoretische Umschau nehmen etwa die Hälfte der von Nina Hennig vorgelegten Dissertation ein. Die zweite Hälfte befasst sich mit eigenen Forschungen. Zum einen berichtet sie über eine „Umfrage an volkscundlich kulturhistorischen Museen“ zu Problemen des Einbezugs 'biografischer Aspekte' in die tägliche Museumsarbeit. Zum anderen demonstriert sie am Beispiel eines 'Nachlass(es) am Dithmarscher Landesmuseum Meldorf ...', die Möglichkeiten und Grenzen des biografischen Sammelns.

Die bundesweit gestreute Befragungsaktion, der die Autorin in ihrer Arbeit insofern große Bedeutung zuschreibt, als es die erste (mindestens die aktuellste) Umfrage mit dieser Fragestellung gewesen sei, in der gut 300 spezifische Museen angeschrieben wurden, mit einer Rücklaufquote von gut 55% recht erfolgreich, befasste sich mit den für eine biografische Komponente der Museumsarbeit wichtigen Bereichen: Sammelpraxis, Inventarisierung etc., und Ausstellungen. Als eines der Ergebnisse ist hervorzuheben, „daß zwar 92,8% aller (A)ntwortenden ... biografische Ansätze in Ihrer Sammeltätigkeit verfolgen, jedoch nur 38,3% diese auch für wichtig, also sinnvoll erachten“ (S. 191).

Die Gesamtheit der Ergebnisse liefert schon beachtliche Einblicke in die gegenwärtige Museumsarbeit und sollte in weiteren empirischen Untersuchungen fortgeführt werden, vor allem der konkret museale Umgang mit biografischen Materialien wäre von Interesse.

Der inhaltlich wohl wichtigste Teil der Arbeit befasst sich mit dem Nachlass einer Möller genannten Familie, der dem Meldorfer Museum angetragen wurde.

Nach einer sorgfältigen Beschreibung der einzelnen Sachgruppen des Nachlasses erörtert Nina Hennig anhand der Aufnahme- und Behandlungsgeschichte dieses Bestandes den Sinn, den Aufwand und den (Mehr-)Wert, den ein biografischer Ansatz im konkreten Fall wie auch allgemein für das Museumswesen haben kann. Resümierend stellt sie fest, „daß sich für die aktuelle und zukünftige Präsentationstätigkeit der Museen das Eruiieren von Mensch-Ding-Beziehungen als besonders wichtig erwiesen hat, was die Interpretation von Objekten über technologische, instrumentelle, materielle oder funktionelle Fragen hinausgehend gravierend erweitert“ (S. 256).

Buchbesprechungen

Es fällt angenehm auf, dass die Autorin ihre Ergebnisse relativierend und kritisch einschätzt, die Probleme, etwa den erhöhten Arbeitsaufwand und vieles andere hinderliche mehr, durchaus anführt und so zu einer nüchternen, aber weiterführenden Aufwertung der biografischen Bedeutung und Erschließung von Objekten in der Museumsarbeit beiträgt.

Ein fast vierzigseitiges Literaturverzeichnis zeugt von der wissenschaftlichen Sorgfalt, mit der Nina Hennig ihre Dissertation angefertigt hat!

Im Anhang finden sich der Fragebogen und der Stammbaum der Möller genannten Familie.

Insgesamt eine sehr gelungene, gut lesbare und weiterführende Arbeit, die hoffentlich nicht nur museologisch Interessierte erreicht.

Marburg/Lahn

ANDREAS C. BIMMER

MARTIN BLÜMCKE (Hrsg.): Alltagskultur in Baden-Württemberg. Stuttgart: Kohlhammer 2003, 230 S., Schwarzweißabb. (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, 30).

Das Buch gesellt sich in die Reihe der Publikationen zur politischen Landeskunde der baden-württembergischen Landeszentrale für politische Bildung und probt den Spagat: Alltagskultur älterer und jüngerer Zeiten, beider Länderhälften, aller Schichten. Nachdem die Sprecher der Landeszentrale im Vorwort die herausragende Bedeutung des Buches, wie auch der Alltagskultur selbst, in der Sinnstiftung für die Bevölkerung in Zeiten der Un-Überschaubarkeit sehen, definiert *Martin Blümcke* zunächst einmal den Begriff Alltagskultur knapp, aber übersichtlich im Rahmen seiner wissenschaftsgeschichtlichen Nutzung und Entwicklung. Der „erweiterte Kulturbegriff“ wird genauso knapp und prägnant vorgestellt wie die verschiedenen Dimensionen des Begriffes „Alltag“, einschließlich seiner Unschärfen und der Probleme, die diese Unschärfen mit sich bringen.

Beim ersten Reinschauen und Lesen in dieses Buch war ich zunächst irritiert. Will hier jemand den alten volkskundlichen Kanon via Alltagskultur-Umdefinition wieder aufleben lassen? Oder positiv gesehen, die jüngere Alltagskultur-Flohmarktschau der Themen über die Anbindung an alte gängige Kanon-Themen in den Griff bekommen? Von Heimat, von Vertriebenen (ist ja „modern“), von Bräuchen, von Fastnacht, von Dialekt, von Volksreligiosität und Volksfrömmigkeit, von Volksmusik, von Tracht und Kleidung und von der Alltagsdarstellung in den kulturhistorischen Museen handeln die Themen; nicht von Arbeit, von Freizeit, vom Wohnen, vom Bauen, von Kommunikation, von Vereinskultur, von Technik, von Verkehr, von Liebe oder den Medien. Irritiert war ich auch, weil im Titel „Baden-Württemberg“ steht, ein Bundesland, das gerade erst sein 50jähriges Bestehen gefeiert hat und man durch diese Begriffswahl eher die Darstellung der Alltagsgeschichte der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erwartet hätte.

Aber beim genaueren Hinschauen, beim Erarbeiten der Texte so hervorragender Fachleute wie Hermann Bausinger, Christian Glass, Herbert und Elke Schwedt, Martin Blümcke, Arno Ruoff, Maria E. Gründig, Wolfgang Seidenspinner, Wulf Wager, Gustav Schöck und Martina Schröder wird eingängig, was hier von Herausgeberseite versucht wurde: Etwa 100 Jahre nach den beiden großen volkskundlichen Werken über Baden und über Württemberg (Elard Hugo Meyer: Badisches Volksleben im 19. Jh.

1898; Karl Bohnenberger: Volkskundliche Überlieferungen 1904–1916) soll ein neuer Wurf entstehen, der beide Länderhälften, wie es opportun ist, als ein Gemeinsames sieht. Und an die damaligen Themen soll angeknüpft werden, sie sollen weitergeführt und auf dem aktuellen Stand der Wissenschaft vorgestellt und um wichtige neue Themen erweitert werden.

So differenziert und präzisiert gleich im ersten Aufsatz *Hermann Bausinger* den identitätsmodulierenden Teil an den Vorstellungen von Heimat. Er zeigt, dass für ein Bild von Heimat sowohl Bindungen räumlicher, sozialer und nationaler Art herangezogen werden, genauso aber auch traditionelle Erbteilungssitten, konfessionelle Prägungen, die politische Vielstaatlichkeit des Territoriums des heutigen Baden-Württembergs in der Zeit vor 1806, die neuen badischen und „großwürttembergischen“ Identitäten und Identitätskonflikte seit 1806 als jeweils mehr oder weniger bedeutende Faktoren Einfluss nehmen. Das Sich-Auseinandersetzen der Bevölkerung mit den Migranten seit 1945, den Vertriebenen, den Gastarbeitern, den Asylanten, aber auch das Reiseverhalten, Urlaubstourismus ins Ausland bis hin zu den Globalisierungseinflüssen der Gegenwart werden als Motivation für die Suche nach Verortung, nach Halt, festgestellt.

Christian Glass widmet sich dem einzigen echten Nachkriegszeit-Thema des Buches. Er verfolgt den spannenden und spannungsvollen Assimilationsprozess der Flüchtlinge und Vertriebenen bis in die heutige Zeit, bis zu der „Bekennntnisgeneration“, also den Enkeln jener, die dieses Schicksal erleiden mussten. Es wird aufgerissen, wie die Erlebensgeneration sich im Eingliederungsprozess ihre „Vergewisserungsinstanzen“ (Trachten, Museen, Jahrestreffen) schuf und wie die Bekennntnisgeneration heute versucht, auf neue Weise in wurzelsuchender Absicht internationale Beziehungen zu den Herkunftsländern aufzubauen.

Herbert und Elke Schwedt behandeln in ihrer Abhandlung über Bräuche nur Württemberg. Den badischen Teil übernahm *Martin Blümcke* selbst. Bei diesem Thema sei ein Gesamtländerblick wegen der starken Nachwirkung der „Eigenstaatlichkeit“ (Blümcke, S. 14) nicht treffend. In beiden Aufsätzen stehen der Brauchtypus Jahreslaufbräuche argumentativ im Vordergrund. Sie werden höchst kenntnisreich und interessant historisch hergeleitet. Junge, jüngste und uralte Wurzeln nähren diese besondere Form der Alltagskultur, dieses Ausbrechen aus der Alltäglichkeit, etwa wenn an unterschiedlichen Terminen zwischen dem St. Martinstag (11.11.) und Heiligabend ein „Märte“ als Pelz-, Butze-, Nuss- oder Schellamärte umhergeht/ging. Noch nicht überall hat dieser Märte seine Rolle an die Konsumfigur Weihnachtsmann abgegeben. In Baden spielte da eher der Nikolaus („Klos“) dieselbe Rolle. Spannend ist auch, wie vielgestaltig auch die Brauchtumsgestalten außerhalb der Fastnacht und Vorweihnachtszeit sind: Wenn da in Weisweil ein „Pfungstg’häs“, in Ailringen ein „Okuli-Butz“, in Emmendingen eine „Uffartsbraut“, in Seefeld ein „Hisgier“ und in Hollerbach gar der „Tod“ oder „Todema“ höchstselbst umhergeht, so kann man sich diese fantasievollen Gestalten schon anhand der geheimnisvollen Namen lebhaft vorstellen.

Der 1. Mai als wichtiger Termin in der Arbeiterkultur wird sowohl bei Schwedt als auch bei Blümcke nicht erwähnt. Spielt er doch vielleicht nur in der städtischen Kultur eine wichtigere Rolle? Dafür werden auf interessante Art die großen Feste analysiert: Wie es zu den ersten Hocketsen kam und welche Funktion diese als Institution lokaler Selbstvergewisserung – oder wie es im Vorwort mit *Erwin Teufels* Worten gesagt wurde: „Ankerplätze des Miteinanders“ – haben. Klar, dass auch Halloween als neueste Brauch(-forschungs)-Mode wichtig genommen wird, ebenso wie die Love-Parade. Hier allerdings wird auf künftige Forschungen verwiesen.

Die Fastnacht wird von Martin Blümcke sehr fundiert und in einer interessanten Gegenüberstellung von schwäbisch-alemannischer Fastnacht und Karneval vorgestellt. Während Karneval eher im Norden Baden-Württembergs sich seit 1840 (Mannheim) ausbreiten konnte, wird die Geschichte der Fasnet seit dem Mittelalter, aber auch die evangelische Fastnachtsabstinenz seit der Reformation präzise und mit vollem Überblick über die restlichen Landesteile in Angriff genommen. Dabei räumt Blümcke im Sinne Mezgers klar mit Ideen vorchristlicher Wurzeln auf. Der heutige Fastnachts- und Karnevalsboom, das Ausbreiten der Faschingsfeiern in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren selbst in Gegenden, die jahrhundertlang zuvor nur das Fastnachtsküchle-Essen als Brauchform kannten, wird als wichtiges Gegenwartsphänomen genommen. Die Guggenmusiken gehören selbstverständlich auch zu diesem Trend.

Volksreligiosität und Volksfrömmigkeit werden jeweils konfessionell getrennt (allerdings nur evangelisch und katholisch) behandelt. Dabei sticht der Artikel von *Maria E. Gründig* heraus, der angeregt durch die Fragen nach den Ursachen und Bedingungen von sichtbaren Formen der Frömmigkeit tiefer geht. Evangelische Religiosität wird hergeleitet aus den Ideen der Reformation, aus den frühen Einflüssen der Landeskirche, und dabei werden auch die in Württemberg und Baden wichtigen pietistischen Einflüsse betrachtet. Religiosität steht im Zentrum der Betrachtung Gründigs, Einstellungsfragen, daraus entstehende Mentalitäten.

Spannend ist der Vergleich zwischen der ehemaligen Reichsstadt Biberach und den altwürttembergischen Landesteilen, wenn, um den Einflussfaktor Landeskirche herauszuarbeiten, vorgestellt wird, was passierte, als neue Verordnungen von der Landeskirche dekretiert wurden: Etwa, als die Sonntagsruhe, also das Schließen von Gaststätten bspw. während des Gottesdienstes, durchgesetzt werden sollte. Was im alten Landesteil nahezu klaglos hingenommen wurde, scheint in Biberach kaum durchsetzbar gewesen zu sein. Auch konnten die Biberacher die Einführung des neuen Gesangbuches und des Konfirmationsbüchleins fast 70 Jahre hinausziehen.

Der Beitrag *Wolfgang Seidenspinner*s zur katholischen Volksfrömmigkeit beginnt elegant mit einer Anekdote über einen Besuch Clemens Brentanos und seiner Frau Sophie Merau in der Wallfahrtskirche in Walldürrn. Mit Brentanos bürgerlich-touristischem Blick auf dieses Geschehen werden sogleich die vielfältigen Aspekte von Wallfahrt (und damit auch mustergültig für andere Frömmigkeitsformen) aufgedeckt. Religiöse Gefühle sind verflochten mit touristischen Motiven, mit Ritualbedürfnissen, mit dem Wunsch nach Gemeinschaftserlebnissen, um nur einige Aspekte zu nennen. Seidenspinner lässt bewusst die der Autorin des Beitrags zum Protestantismus so wichtigen Fragen nach den Folgen von Religiosität auf der Ebene der Mentalitäten außen vor und beschränkt sich auf die – ja in katholischen Gebieten reichhaltiger vorhandenen – sichtbaren Formen kollektiver Frömmigkeit: Außer Wallfahrten geht es hier noch um religiöse Brauchformen, aber auch um Kleindenkmale in der Landschaft. Doch lässt er sich durchaus auch auf die (offensichtlich eher als die Alltagskultur zum Grundmotiv des Buches gewordene) Frage nach dem identitätsstiftenden Charakter dieser Phänomene ein und führt sie bis in die Gegenwart, indem er heutige modeartig erscheinende Formen von New Age, von Germano- und Keltomanie, von Hexenbewegung und das Herauspicken einzelner Formen jedweder religiöser Herkunft als bricolagehaften Umgang bei der Sinnsuche dechiffriert.

Arno Ruoff, der Altmeister der Dialektforschung, zeigt die Geschichte der Dialektbildung seit der Völkerwanderung auf. Obwohl seine transkribierten O-Ton-Beispiele vorwiegend aus den letzten fünfzig Jahren kommen, ist die Zielrichtung bäuerlicher

Volkskulturdeutung in diesem Aufsatz klar. Jüngere Einflüsse auf den Dialekt (Medien, Jugendsprachen, Anglizismen) werden leider nicht erwähnt, das Auftauchen neuer Begriffe im Dialektwortschatz erläutert er anhand des Begriffs „g'maschennet“ (S. 139), dem Dreschen mit dem Mährescher.

Ebenfalls einen engeren Begriffsansatz für Volkskultur vertritt *Wulf Wager*, wenn er die Geschichte der Amateur- und Volksmusik vorstellt und dabei die heute populäre „Volksmusik“ der Medienindustrie mit dem Satz abtut: „Mit Volkskultur hat das nichts zu tun“ (S. 184). Er sieht die Flut an „passiver Musik“ (Walkman, Radio & Co.) als Problem, das die Motivation, selbst aktiv zu musizieren, hemmt. Und er nutzt die Gelegenheit und stellt ausführlich die Geringschätzung der Laienmusik durch die süddeutschen Radiosender an den Pranger, um anschließend die gesellschaftliche Funktion und Bedeutung der Laienmusik herauszustreichen. Hier kommen einem Rezensenten aus der Museumswelt, der seinen Schaffensschwerpunkt in der Alltagskultur des 20. und 21. Jahrhunderts sieht, wieder die Fragen auf: Bin ich durch das Baden-Württemberg-Stichwort auf das falsche Erwartungsgleis gelenkt worden? Kann denn eine solcher sicher berechtigter, aber im Blickfeld eingengter Text als einziger Beitrag zur Musikkultur in einem solchen Band zur Alltagskultur (!) allein stehen bleiben? Müsste eine Themenstellung „Alltagskultur“ nicht erfordern, auch Musikrezeption, vom Konzert bis hin zum Walkman beim Joggen, ernst zu nehmen? Müsste nicht das Singen auch der Laien-Rock-Band bis zum Karaoke-Abend und zum Badewannengesang als Fakten der Alltagskultur der hiesigen Bevölkerung mit in den Topf der Betrachtung genommen werden?

Gustav Schöck geht bei dem ihm gestellten Thema ganz anders vor. Zuallererst entlarvt er den nationalgesinnt-instrumentalisierten Kern des Begriffes „Tracht“ und des „Trachtenwesens“ in seiner Entwicklung, die in der Romantik begann und gegen Ende des 19. Jahrhunderts noch um die Dimension werbestrategischer, auf den Tourismus zielender Regional-Identitätsausbildungen erweitert wurde. Er lenkt schließlich den Fokus auf den Zeichencharakter von Kleidung, stellt Jeans als vermeintliche Anti-Mode vor und geht auf die Ausdifferenzierung heutiger Sportkleidung genauso ein, wie auf den Wandel der Bedeutung von Kleidungskonventionen. Vielperspektivischer geht es nicht in solcher knapper Darstellung.

Den Schlussüberblick über die Darstellung von Alltag in den kulturhistorischen Museen bearbeitete *Martina Schröder*. Sie ging sammlungsgeschichtlich vor, wodurch knapp gefasst ein schöner Abriss der Museumsgeschichte Badens und Württembergs entstanden ist. Es wird deutlich, wie der museale Blick auf Alltag zunächst vielfach bäuerlich-handwerklichen Alltag meinte und ihn als Gegenbild zur industriell geprägten Welt benutzte. Nach Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg wurden die Museen zum wohlgeordneten Hort einer „zeitlosen Kultur des Schönen“ (S. 216), um schließlich seit den 1970er Jahren unter dem Banner der Hochbewertung des Alltäglichen aufzublühen, sich zahlreich zu vermehren und allüberall „die Kultur der kleinen Leute“ (S. 217) ins Zentrum der Betrachtung zu stellen. Die Freilichtmuseen sind „Prototypen des Alltagsmuseums“ (S. 218). Und doch stellte man bereits 1992 auf einer Tagung der DGV-Kommission Kulturgeschichtliche Museen in Waldenbuch, zwei Jahre nach der Neueröffnung des ganz auf die (analytische) Darstellung der Alltagskultur setzenden Museums für Volkskultur in Württemberg die Frage, ob Alltagskultur bereits passé sei. Die Stoßrichtungen der Museumsleute haben sich seitdem ausdifferenziert und vielerlei konzeptionelle Ansätze wurden ausprobiert, doch bleibt: „Alltag will und muss in den kulturhistorischen Museen erklärt werden. ... Alltag stellt aber nach wie vor eine

Herausforderung dar im Alltag der Museumswissenschaftler.“ (S. 227) – Offensichtlich nicht nur der Museumswissenschaftler!

Das Buch ist noch in wenigen Exemplaren für 5 Euro plus Versand bei der Landeszentrale für politische Bildung in Stuttgart erhältlich, ansonsten zum Buchhandelspreis vom Kohlhammer-Verlag.

Stuttgart/Vaihingen an der Enz

FRANK LANG

MARIUS RISI: *Alltag und Fest in der Schweiz. Eine kleine Volkskunde des kulturellen Wandels.* Zürich: Pro Helvetia Schweizer Kulturstiftung 2003, 54 Schwarzweißabb., 3 farbige Karten.

Mit ihrer Broschürenreihe „Information“ will die schweizerische Kulturstiftung „Pro Helvetia“ in erster Linie Leserinnen und Leser im Ausland in knapper Form mit dem sozialen, politischen und kulturellen Leben in der Schweiz bekannt machen. In dieser Reihe hat 2003 der Basler Volkskundler Marius Risi einen höchst beachtenswerten kleinen, aber gewichtigen Band zur Schweizer Popularkultur publiziert.

Marius Risi holt seine Leser dort ab, wo sie sind. Da sich das Buch vor allem an Personen richtet, die außerhalb der Schweiz leben, beginnt er bei den gängigen Bildern über die Schweiz, mit denen man diese im Ausland verbindet: „Käse, Kühe, Kuhglocken, Berge, Banken, Schokolade, Uhren, Pünktlichkeit und Sauberkeit“. Nicht zuletzt durch das Vorzeige-Bauernmädchen Heidi, so der Autor, sei das „Schweizerische“ untrennbar mit dem „Alpinen“ verknüpft, und sicher richtig stellt er fest, dass auch die Schweizer selbst dieses einst an sie herangetragene Bild vom freien, gesunden, kräftigen Alpenbewohner längst in ihr kollektives Selbstverständnis aufgenommen haben. Durch solche Stereotypen wird das vielfältige und vielgestaltige Land auf einige wenige Aspekte reduziert. In letzter Zeit sind auch in der Schweiz vermehrt Diskussionen darüber geführt worden, wie eine allzu starke Betonung des Alpinen das Bild der Schweiz verzerrt. Risi will mit seinem Bändchen gegen die Klischees ankämpfen und fragt: Wie und wann kam es zur Herausbildung dieser Stereotypen, welche Bedürfnisse oder Interessen steuerten diese Prozesse und insbesondere welche kulturellen Züge zeigt die Schweiz heute jenseits der Anbindungen ans Alpine?

Im ersten Hauptkapitel geht Risi auf die Erfindung einer schweizerischen „Volkskultur“ im Zuge der Alpenbegeisterung des ausgehenden 18. Jahrhunderts in der Literatur und der Kunst ein. Er zeigt, wie die Alpen vom „schrecklichen Eisgebirge“ zur Sehnsuchtslandschaft eines adeligen und dann auch großbürgerlichen Publikums aufsteigen konnten und wie von Außenstehenden Elemente einer Hirtenkultur aus ihrem Zusammenhang, dem Arbeitsalltag der Hirten und Sennen, genommen und in einen neuen Kontext, in den des „Volksfestes“, eingefügt worden sind. Motiviert durch eine Alpenbegeisterung in der Literatur machten sich immer mehr Reisende auf die Suche nach den scheinbar glücklich lebenden Bewohnern der Alpen. Die dort in eher bescheidenen Verhältnissen lebende Landbevölkerung entsprach aus wirtschaftlichen Gründen gerne den Erwartungen der Fremden. Der Folklorisierungsprozess erlebte einen ersten Höhepunkt mit den Alphirtenfesten bei Unspunnen 1805 und 1808, an denen mehrere hundert – wohl rund 1000 – „Damen und Herren von Distinktion“ aus dem Inwie Ausland, aber nur wenige Bergbewohner als Akteure teilnahmen. Am Beispiel des Alphornblasens konnte gezeigt werden, wie die ursprüngliche Funktion als Signal- und Lockinstrument fast vergessen wurde und man in ihm ausschließlich die Lebensfreude

der Hirten zum Ausdruck kommen sah. Dass später dann die Darbietung von Folklore für Touristen Teil des Geschäfts mit den Fremden wurde und zeitweilig fast außer Kontrolle geriet, ist nur die logische Folge dieser von oben bzw. von außen angeregten und geförderten Folklorisierung. In der Folge kam es zu einer Gleichsetzung von schweizerischer Volkskultur mit „alpiner Kultur“. Dies galt nicht nur für die Blicke von außen, auch die Schweizer, oder wenigstens viele Schweizer, übernahmen die Bilder, die sich die Fremden von ihnen machten. Attraktiv erwiesen sich Attribute des bäuerlich Alpinen auch für die Konstruktion eines nationalen Bildrepertoires vor und nach der Bildung des schweizerischen Nationalstaats um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Mythisierung des Alpinen und des Volkstümlichen erlebte im 20. Jahrhundert ihre Höhepunkte in der Zeit der sogenannten „geistigen Landesverteidigung“ unmittelbar vor und während des Zweiten Weltkrieges. Heute, so Risi, würde ein tief greifender Strukturwandel (Massentourismus, Alpentransit, Stausee-Bau usw.) die Illusionen von einer abgeschiedenen, natürlichen Welt in den Bergen stören und Vorstellungen vom kulturellen Reliktgebiet Alpenraum zunehmend relativieren.

Im zweiten, umfangreichsten Hauptkapitel über die „Kultur der Vielen“ geht Marius Risi auf Fest und Alltag in der Schweiz heute ein. Er gliedert das Kapitel in zwei Hauptteile. Zuerst behandelt er Bräuche, Feste, Feiern, Rituale und Zeremonien als organisierte oder veranstaltete Kultur, die sich auszeichnet durch ein demonstratives Vorzeigen bestimmter Inhalte im öffentlichen Raum. Nach einer Vorstellung der bekannten Stadtfeste der größeren Schweizer Städte wie der Basler Fasnacht, dem Zürcher Sechseläuten, der Genfer Escalade usw. geht Risi auf ländliche Feste und Feiern wie Winzerfeste, Märkte und folklorisierte Reste einer alpinen Hirtenkultur (Alpaufzug, Alp- und Schwingfeste) ein. Ein weiterer Abschnitt ist den vielfältigen Erscheinungen des Vereinslebens gewidmet. Die Ausführungen Risis zu einem „vehementen Bedürfnis Jugendlicher nach einem autonomen Lebensstil“ zeigen sein besonderes Interesse und seine Kennerschaft. Bei der Thematisierung der Übergänge im Lebenslauf wird diskutiert, ob und wie es zu einer Entritualisierung gekommen ist, und deutlich gemacht, wie heute andere Ereignisse als früher zu wichtigen Passagen geworden sind (Führerscheinprüfung). Die Erkenntnis, dass viele dieser Übergangsriten aus einer früher öffentlichen Sphäre immer mehr in den privaten Raum verlagert worden sind, führt thematisch über zur „Kultur der alltäglichen Dinge und Handlungen“, die „nicht im Rampenlicht der öffentlichen Bühne . . ., sondern im Bereich des Unspektakulären, des Normalen und Normierten, auch des Trivialen“ stattfindet. Unter diesen Rhythmisierungen des Alltags werden Konstanz und Wandel in den Bereichen des Essens und Trinkens, der Verbringung der Freizeit und der Musik behandelt.

Mit dem letzten Hauptkapitel „Traditionelle populäre Kultur?“ schließt sich gewissermaßen der Kreis. Hier fragt der Verfasser nach den Gründen für eine nach wie vor vorhandene Hochschätzung angeblich historischer Populärkultur, die meist im 19. Jahrhundert wieder belebt oder erfunden worden ist. Marius Risi sieht diesen Rückgriff auf das vermeintlich Alte, Gute, Echte usw. nicht einfach nur als eine sich selbst genügende Sentimentalität, sondern als eine notwendige Strategie, um mit instabilen Situationen umzugehen. Mit Hinweisen darauf, dass sich selbst dieses „echt Historische, Ewige“ stetig wandelt und neben Traditionen Neues tritt, das zum Teil schnell rezitiert wird (Halloween usw.), endet der Band, nachdem schlussendlich nochmals betont wird, wie die Schweiz durch Tourismus, weltweite Migration, Globalisierung usw. einem . . . Wandel unterworfen war und ist.

Man kann diesem bescheiden daher commendieren, aber sehr inhaltsreichen, gut geschriebenen und ungewöhnlich interessant bebilderten Taschenbuch nur viele Lese-

rinnen und Leser wünschen. Eigentlich für ein breites Publikum geschrieben, bietet es auch europäischen Ethnologen vertiefende Einblicke in die schweizerische Alltagskultur.

Freiburg

MAX MATTER

DOROTHY NOYES: *Fire in the Plaça. Catalan Festival Politics after Franco*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 2003, 325 S., 10 Schwarzweißabb.

La Patum, das alljährlich zu Fronleichnam in der katalanischen Kleinstadt Berga zelebrierte fünftägige Feuerfest, ist Gegenstand dieser von einer ausgewiesenen Kennerin der Materie vorgelegten Monographie (vgl. von derselben Autorin: *The Mule and the Giants. Struggling for the Body Social in a Catalan Corpus Christi Festival*. Doctoral Thesis, University of Pennsylvania 1992 sowie weitere einschlägige Veröffentlichungen). In beeindruckend schöner Sprache, mit ebenso kräftigen wie präzisen Formulierungen breitet Dorothy Noyes ihr reichhaltiges Material aus, das sie während mehrerer Forschungsaufenthalte vor Ort (mit Schwerpunkt in den Jahren 1989 bis 1992), in Archiven, Bibliotheken, vor allem aber in Gesprächen mit Einheimischen und als Beobachterin und aktive Teilnehmerin am Festgeschehen zusammengetragen hat. Die analytische Perspektive ist dabei vorrangig auf die Qualität des Festes als durch alle lokalen Bevölkerungsschichten getragenes „instrument of community reproduction“ (S. 2) gerichtet, auf die Schaffung und Aufrechterhaltung kollektiver, in ihren durchaus vorhandenen chauvinistischen Anflügen auch bedenklicher (katalanischer) Identität, die – und das unterscheidet das Patum-Fest von anderen semiotischen Einigungsstrategien – nicht auf abstrakter Singularität, sondern einem vielstimmigen Pluralismus, nicht auf Abstammung, sondern auf aktiver Teilnahme als Konstituierungsprinzip beruht. Noyes zeigt, wie über das intensive physische Praktizieren des Festablaufs die Überführung einer „representation of social divisions into a forcible communion between them“ (S. 2) gelingt. La Patum, wird der Forscherin während ihrer Aufenthalte in Berga immer wieder nahegebracht, muss gelebt werden: „La Patum s’ha de viure“ (S. 26) und: „To understand the Patum is to dance it“ (S. 35). Noyes greift dieses Diktum auf und macht es zum roten Faden ihrer Analyse, markiert es doch zugleich auch deren theoretische Herausforderung: die Widerständigkeit des Untersuchungsobjekts gegenüber vertrauten disziplinären Ansätzen der Kulturwissenschaft als Textanalyse sowie der paradigmatischen Ausrichtung des ethnographischen Zugangs auf das Individuum: „The creative individual agent, beloved of folklorists since the 1960s, here submitted shamelessly to tradition, the collective, and the inarticulate, reckless of all the trouble we had taken to dismantle survivalist and superorganic assumptions“ (S. 28).

Die Studie ist in vier Teile gegliedert. Der erste beschäftigt sich mit dem skizzierten Spannungsfeld von Präsenz und Repräsentation – einleitend höchst aufschlussreich entwickelt am Aufeinandertreffen von Feldforscherin und „Berguedans“ – und skizziert das Fest dabei als Ort lokaler „body politic“ (S. 37), die sich nicht zuletzt in den auftretenden, für das Patum-Spektakel charakteristischen Figuren, den allegorisch aufgeladenen Riesen und Zwergen, Teufeln, dem gekrönten Adler sowie den Guites (Feuerwerkskörper speiende Esel-Drachen) manifestiert. Der zweite Teil der Untersuchung gilt den sozialen Interaktionen im Patum-Fest und fragt insbesondere nach den eingesetzten Inkorporierungstechniken (Gedränge, rhythmische Musik, permanentes Tanzen, Alkoholkonsum und Schlafentzug, zentripetale Bewegungen, Rauch und sprühende Funken der Feuerwerkskörper). Teil 3 und 4 der Studie historisieren die Befunde,

indem sie sich akribisch mit dem jüngeren Teil der langen Geschichte des Patum auseinandersetzen. So untersucht der dritte Teil die Festpolitik unter der Herrschaft Francos und in den Folgejahren des Übergangs zur Demokratie. Thema sind, im Rekurs auf Freud, die Verschiebung der Metaphern vom „social body“ zur „Oedipal family“ (S. 143), die Ausprägung einer Semantik der Mutterschaft und des Mutterleibs (auch unter Bezugnahme auf die Heiligkeit der örtlichen Madonnenfigur, der Mare de Déu de Queralt), verstanden nicht zuletzt als Kontrapunkt zur Paternitätsfixierung des Franco-Regimes. Das Patum, so Noyes, war zu dieser Zeit nicht nur katalanisches Symbol des Widerstands, sondern zugleich konkrete Übung für die Massenproteste in Barcelona, später, im neuen unabhängigen Katalonien, das sich in der ökonomischen Umstrukturierung auch nach außen öffnen musste, dann Integrationsort sowohl für unterschiedliche Ideologien als auch für Zuwanderer. Der letzte Teil der Publikation schließlich konzentriert sich auf die heutigen Positionierungsversuche der im Verständnis ihrer Bewohner benachteiligten Stadt im Europäisierungs- und Globalisierungsprozess, wobei das Patum-Fest erneut als Aushandlungsort fungiert. Spätestens hier wird deutlich, dass Dorothy Noyes' Studie nicht nur allen an Fest- und Brauchforschung oder der Ethnographie Spaniens Interessierten dringend zur Lektüre empfohlen sei, sondern auch denjenigen, die sich mit den kulturellen Aspekten der weltweiten Neo-Liberalisierung beschäftigen, denn „when cultural representation is increasingly proffered around the world as a response to inequality, it is vital to understand both the power and the limitations of performance in modifying social arrangements“ (S. 12) – und in dieser Hinsicht zeigen uns „provincial towns like Berga [...] the future of all local communities under globalization“ (Umschlag).

Abschließend sei noch erwähnt, dass die illustrierend beigefügten, leider aber – und das ist in diesem Fall besonders bedauerlich – nur schwarz-weißen Abbildungen wie auch die Karten eine willkommene Bereicherung der Arbeit darstellen. Abgerundet wird sie durch einen Anhang, der neben Anmerkungsapparat und Literaturverzeichnis einen sorgfältig erstellten Index enthält, der zugleich Hilfestellung auch bei der Bewältigung der doch zahlreich im Text vorhandenen katalanischen Begriffe geben kann.

Marburg

SONJA WINDMÜLLER

EVA LABOUVIE (Hrsg.): *Leben in der Stadt. Eine Kultur- und Geschlechtergeschichte Magdeburgs*. Köln: Böhlau 2004, 422 S., 10 Farb-, 55 Schwarzweißabb.

Zum 1200jährigen Jubiläum der Stadt Magdeburg legt Eva Labouvie hier einen Sammelband vor, dem ein neuartiges Verständnis stadtgeschichtlicher Forschung zugrunde liegt. Er umfasst – bewusst die Epochenzäsuren umgehend – den Zeitraum frühes Mittelalter bis zur Gegenwart und setzt sich aus 19 Beiträgen zusammen, die interdisziplinär „neuartige kulturgeschichtliche Themen und Fragestellungen sowie das Zusammenleben der Geschlechter, der Einheimischen mit den Fremden, der verschiedenen Konfessionsangehörigen, der Städter und Städterinnen mit den Soldaten, Sinti und Juden“ (S. 3) in Magdeburg beleuchten. Autorinnen und Autoren aus der Geschichte, Soziologie, Volkskunde, Medizingeschichte, Theologie, Germanistik, Sport- und Erziehungswissenschaft beschreiben „Männerleben und Frauenleben, mentale und reale Geschlechterverhältnisse, Krieg und Gewalt, Disziplinierung und Bestrafung, Krankheit und Not, Bildung und Ausbildung“ sowie die Erfahrung von Herrschaft, von Konflikten und Umgang mit den Fremden im überschaubaren städtischen Raum unter kultur- und geschlechterspezifischen Fragestellungen. Im Zentrum stehen

mit den Akteuren Praxis- und Erfahrungsformen, – ein Forschungsdesiderat in der Stadtforschung, das erst in letzter Zeit, beeinflusst auch von feministischen Ansätzen der Raumforschung, verstärkt bearbeitet wird. Stadtgesellschaft wird als Ort begriffen, „der sich selbst aus der sozialen und kulturellen Praxis handelnder Menschen konstituiert und sie zugleich in besonderer Vielfalt bündelt“ und damit einen detaillierten, mikroskopischen Blick dichter Beschreibung ermöglicht (S. 4f.).

In den sechs, das Buch gliedernden Kapiteln werden unterschiedliche Schwerpunkte gelegt und verschiedene methodische Ansätze erprobt, was es erlaubt, jeden Einzelbeitrag für sich zu lesen. Zugleich entsteht jedoch ein wechselseitiges Beziehungsnetz unterschiedlicher Blicke auf die Stadt. Das erste Kapitel, „Städtisches Leben“, untersucht die kulturelle und symbolische Ordnung des städtischen Raumes und besondere dynamische Mentalitäten und Atmosphären in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtkultur Magdeburgs, also die Stadt als Orientierungs-, Ordnungs- und Kommunikationsraum. So befasst sich *Hildegund Keul* mit der Beginenbewegung und dem mystischen Werk Mechthilds von Magdeburg und deutet dieses als möglichen Emanzipationsraum für Frauen. *Eva Labouvie* stellt Magdeburg zu Zeiten der Pest dar, wodurch sich die Beziehungen nach außen und innen auflösten und der Aufbau eines innerstädtischen Krisennetzwerkes notwendig wurde, ein Zustand, der Anlass für zahlreiche Konflikte und Neuverortungen war. Die interkulturelle Kommunikation und der innerstädtische kulturelle Austausch stehen im Zentrum von *Dieter Elsners* Beitrag zur „Pfälzer Kolonie“ in Magdeburg. Durch neue städtische Identitätskonzepte und gezielte Kommunikationsstrategien kam es hier zu einem friedlichen Zusammenleben der geschlossenen Gemeinde der Pfälzer und der anderen Bewohner und Bewohnerinnen.

Im zweiten Kapitel wird die Stadt als geschlechtsspezifisch segregierter kultureller, sozialer und politischer Raum subjektiver Willensbildung und kollektiver Entscheidungsprozesse beleuchtet. Hier untersucht *Sascha Möbius* für das 18. Jahrhundert die Militärbevölkerung als „Gemeinschaft von Männern“ und ihren „soldatisch-militärischen Ethos“, kann jedoch keinen Gegensatz von „mannhaft“ und „weibisch“ ausfindig machen, vielmehr stehen ständisch differierende Attribute wie „brav“ und „tapfer“ im Vordergrund. Ehefrauen wurden als militärisch kompetente und informierte Gefährtinnen zu Fürbitterinnen, Ratgeberinnen und Warnerinnen innerhalb der professionellen Überlebensstrategien der Männer. *Ramona Myrrhe* zeigt, wie die Religionskritik der Magdeburger Freigemeinden Ausgangspunkt für weibliche Emanzipation wurde, „wie städtische Orte der Frömmigkeit zu Orten der emanzipatorischen Bildung und der politischen Meinungsbildung“ (S. 7) avancierten. Das politische Engagement der sozialdemokratischen Frauen in Magdeburg untersucht *Beatrix Herlemann* und bewertet den Widerspruch zwischen geringer Präsenz und geschlechtsspezifischer Begrenzung der Frauen und engagierter Einbindung in das oft familiär gestrickte Netz der Sozialdemokratie als einem Ort, an dem Gleichwertigkeit zu den Männern empfunden wurde, als positive Spannung.

Das dritte Kapitel des Bandes widmet sich den medialen Formen der Wissens- und Informationsvermittlung im Diskurs über die Geschlechter anhand der Untersuchung von Druckmedien und Theateraufführungen. *Michael Schilling* beleuchtet kritisch die zwischen 1607 und 1613 vom Osterweddinger Pfarrer und Lehrer Johann Sommer verlegte „Ethnographia“ im Hinblick auf die in ihr enthaltene vermeintliche Misogynie und charakterisiert diese eher als Interesse am Geschlechterdiskurs und als gescheiterte Dialoge über Geschlechter. Dramen des 16. und 17. Jahrhunderts dienten, so *Bernhard Jahn*, der Vermittlung des „richtigen“ Verhältnisses der Geschlechter in den städtischen

illiteraten Unterschichten und erweisen sich so als Bestandteile eines ordnungspolitischen Diskurses.

„Disziplinierung, Gewalt und Krieg“ titelt das vierte Kapitel. Vergewaltigungsszenen in den Berichten zum Sachsenaufstand gegen König Heinrich IV. (1073–1088) interessieren *Michael Kleinen* in ihrer Einbindung in die Logik des Krieges und als Ausdruck einer offensichtlich gesteigerten Sensibilität der Chronisten des 11. Jahrhunderts für die Problematik von Gewalt, Vergewaltigung, Sexualität und Krieg. Er interpretiert sie vor dem Hintergrund der durch das Reformpapsttum beförderten Neubestimmung des Zölibats des niederen Klerus. Die gewaltsame Einnahme der Stadt Magdeburg durch Tillys Truppen im Mai 1631 – die so genannte und auch literarisch bearbeitete „Magdeburgische Hochzeit“ – und die Umwandlung der protestantischen ‚Ketzerstadt‘ in eine katholische ‚keusche Magd‘ ist Gegenstand des Beitrags von *Michael Kaiser*. Einerseits finden sich darin der Inbegriff des grausamen Krieges, andererseits aber auch gegenläufige Elemente wie Mitgefühl, Hilfeleistungen, Solidarität und Todesangst. Medizinische Versuche an den Stadtprostituierten Magdeburgs gegen deren Willen mit Neosalvaran, einem Mittel gegen Syphilis, sind Gegenstand des Beitrages von *Karin Stukenbrock*. Die Prostituierten wurden gemäß des „zeitgenössischen Konzeptes der Sozialhygiene nicht nur sittenpolizeilich überwacht, diffamiert und räumlich separiert“, sie unterlagen auch „aufgrund der durch den Urbanisierungsprozeß gestiegenen Angst vor einer ‚Durchseuchung‘ der Gesellschaft einer radikalen, gesundheitspolitischen und medizinischen Kontrolle“ (S. 9).

Das fünfte Kapitel widmet sich der „Bildung und Ausbildung“, der Stadt als Ort bildungspolitischer Innovationen auch im Hinblick auf die Bildung für Mädchen und Frauen. Hier wird von *Marita Metz-Becker* Magdeburgs Hebammenschule vor dem Hintergrund des Wandels des Hebammenberufes von „einer traditionell unter Frauen weitergegebenen Kunst zur von Männern unterrichteten Entbindungswissenschaft für Hebammenschülerinnen“ (S. 10) dargestellt und ihr Einfluss auf den Wandel der städtischen Geburtshilfe und der Kultur des Gebärens überhaupt untersucht. *Wolfgang Mayerhofer* beleuchtet das Mädchenschulwesen in Magdeburg, Widerstände und Weiterentwicklungen, vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Geschlechterschranken und -differenzen wurden hier fortgeschrieben und der Arbeitsmarkt geschlechtsspezifisch ausgerichtet. Die Einführung des Mädchenturnens ist Gegenstand des Beitrages von *Michael Thomas*. Werte-, Denk- und Orientierungsmuster für das weibliche Bewegungsverhalten wurden hier genauso entwickelt wie Vorstellungen von angemessenen Turnübungen und Turngeräten für Mädchen auch im Hinblick auf die künftigen Bürgerinnen und Mütter (S. 11). *Heike Steinhorst* stellt die jüngst entdeckten literarischen und biographischen Texte der Schriftstellerin Wilhelmine Niemeyer und ihrer Enkelin Marianne Immermann-Wolf dar. Sie verdeutlichen neue Bildungsinhalte und aufgeschlossene Formen des gesellschaftlichen Lebens in der Großmuttergeneration, Ausbrüche und neue Ansprüche in der Enkelgeneration.

„Alltag und Herrschaft“ heißt das letzte Kapitel des Buches. Mit dem „Zigeunerlager“ am Rande der Stadt Magdeburg, einem der ersten in der NS-Diktatur, befasst sich *Lutz Miehe*. Seine Geschichte, das Leben im Lagerghetto, die Entrechtung, Ausgrenzung und Isolation der Sinti – inmitten des städtischen Alltagsleben und öffentlich wahrgenommen – kommen hier zur Sprache. „Sehen und gesehen werden. Das KZ am Rande der Stadt“ heißt der Beitrag von *Franka Bindernagel* und *Tobias Bütow*. Sie zeigen die Präsenz der 2.000 ungarischen Juden des Außenlagers „Magda“ in der Stadt, die in Magdeburgs Rüstungsindustrie arbeiteten. Narrative Interviews mit Opfern wie Zuschauern und andere Quellen berichten vom Entsetzen über das Elend, von der

Schaulust beim Strafen und selbst Töten der Häftlinge und von individuellen Hilfsaktionen. Wenn „auch keine direkte Mittäterschaft, so doch Ignoranz, Verdrängung und Hilflosigkeit“ prägten eine „Phänomenologie des Kommunizierens und gegenseitigen Wahrnehmens“ und führten zu einer Marginalisierung des KZs im kulturellen Gedächtnis der Stadt (S. 12). Ein bisher nicht untersuchter Bereich des DDR-Alltags, die politisch motivierten „Zwangsscheidungen“ und ihre Auswirkungen auf das Leben der Geschiedenen, sind Gegenstand der Untersuchung von *Stefanie Ran*. Diese Bemühungen um staatliche Herrschaftssicherung lassen die ideologisch untermauerten Ideale der „sozialistischen Familie“ und die damit verbundene Familienpolitik in einem anderen Licht erscheinen. Der Ambivalenz von freier künstlerischer Arbeit und politischer Loyalität in der künstlerischen ‚Provinz‘ Magdeburg und die Möglichkeiten der Kritik und Widersetzlichkeiten sind Gegenstand des letzten Buchbeitrages. *Constanze Stange* führte dafür Interviews mit Künstlern und Künstlerinnen aus den Sparten Bildende Kunst, Darstellende Kunst, Musik und Literatur. Kunst kommt hier als Reflexionsmedium ins Blickfeld.

Dieser kurze Überblick über die Beiträge zeigt die Vielfalt, mit der hier Magdeburgs Stadtgeschichte beleuchtet wird. Es macht Spaß, die Beiträge zum „Leben in der Stadt“ anzulesen. Die Anmerkungen erschließen die vielfach neuen Quellen und auch Spezialliteratur. Schön wäre ein Sach- und Personenregister gewesen, um Forscherinnen und Forschern anderer Städte mögliche parallele Entwicklungen schneller zu erschließen. Die gebündelten Abbildungen sind manches Mal schwer den Beiträgen zuzuordnen. Auf jeden Fall ist hier ein interessanter und wichtiger Schritt vorwärts in der Stadtgeschichts- und Stadtraumforschung und in der städtischen Geschlechterforschung getan. Interessant wäre es, über den interdisziplinären Kommunikationsprozess dieses Projektes und daraus resultierenden Erkenntnissen mehr zu erfahren.

Bremen und Halle (Saale)

ANDREA HAUSER

CHRISTA BERGER/BRUNO HILDENBRAND/IRENE SOMM: Die Stadt der Zukunft. Leben im prekären Wohnquartier. Opladen: Leske + Budrich 2002, 219 S.

Mit dem Buch werden die Ergebnisse einer dreijährigen stadtsoziologischen Untersuchung in Zürich veröffentlicht, die die Folgen der Aufhebung der offenen Drogenszene am Hauptbahnhof und der Umsetzung einer Politik der verdeckten Drogenszene mit therapeutischen Maßnahmen für den Züricher Stadtteil Aussersihl (Stadtkreis 4 und 5) zum Gegenstand hatte. Dabei machte eine bisher in der Stadtsoziologie wenig genutzte Berücksichtigung sozialhistorischer Erkenntnisse deutlich, dass die Drogenszene und ihre Begleiterscheinungen keine grundlegend neue Verunsicherung im betroffenen Stadtteil bewirkte, vielmehr bereits vorhandene, traditionelle lokale Konfliktlinien in einem immer schon prekären Stadtteil wiederaufleben ließ. Erscheinungsformen sozialer Desintegration prägten den Stadtteil wiederkehrend bzw. konstant. „Seit dem Mittelalter wird dem Gebiet zugewiesen, was man in der Kernstadt nicht duldet“, (S. 12) wie das Siechenhaus, den Henkersplatz, die Militärkaserne. Später war es Standort lärmender und stinkender großstädtischer Infrastruktur wie der Müllverbrennungsanlage oder des Schlachthofes. Schon immer war es Verbannungsort marginalisierter und stigmatisierter Bevölkerungsgruppen, so im Zuge der Industrialisierung Arbeiter, Katholiken oder Italiener, heute eben die Drogenkonsumierenden. Aufgrund seiner Zuweisungs- und Auffangbeckensituation wird der Stadtteil anhaltend problematisiert und abgewertet, gleichzeitig ist er immer wieder „Projektionsfläche urbaner Großstadt-

träume“ (S. 12), z. B. für urbane Trendsetter. Entsprechend seiner prekären Situation als Immigrations- und Durchgangszone und der Bevölkerungsvielfalt ist Aussersihl geprägt durch ein instabiles und konfliktträchtiges Zusammenleben.

Zentraler Untersuchungsgegenstand der Studie sind die Bemühungen der Bewohner und Bewohnerinnen um lokale Zugehörigkeit sowie das vorhandene Integrationspotential des Stadtteils. Stark inspiriert von den stadtsoziologischen Untersuchungen der Chicagoer Schule (Park, Burgess, Mc Kenzie etc.) und neuerer kulturwissenschaftlicher Stadtteilmforschung (Welz) standen somit subjektive Strategien und soziale Kontexte der verunsicherten lokalen Zugehörigkeit im Mittelpunkt. Ein Modell für die Handlungsorientierung im prekären Stadtteil wird anhand zweier kontrastiver Milieutypen – dem lokalen Arbeiter- und Gewerbelieu einerseits, jungen, gut verdienenden Zugezogenen andererseits – entwickelt. Die Bedeutung lokaler Verunsicherungen als auch der gewohnungsorientierte Umgang damit wird an weiteren Milieutypen wie Alteingesessene, Zwei-Generation-Italiener/innen, Flüchtlingseltern etc. expliziert. Durch die Auswertung von Interviews werden hier individuelle und kollektive Deutungsmuster und Handlungsstrategien der Stadtteilm Bewohner/innen anschaulich, wie z. B. die Erfahrung des „Exodus der Schweizer Bevölkerung“ aus dem Stadtteil (S. 87ff.). Die Handlungs- und Orientierungsmuster changieren zwischen einer Duldungskultur der Differenz und einer lokalen Ausschlusskultur des Fremden.

Die Studie zielt insgesamt darauf ab, Gestaltungsvoraussetzungen und -möglichkeiten einer zivilgesellschaftlichen städtischen Konfliktkultur aufzuzeigen. Sie zeigt, dass gerade im prekären Stadtteil die Möglichkeit der Entwicklung einer lokalen „Kultur der Differenz“ gegeben ist, wenn die Bewohner und Bewohnerinnen ermächtigt werden, selbst mitzubestimmen und mitzugestalten. Darüber hinaus entwickelt sie theoretische Ansätze zur Veränderung der Stadt in der „Post“-Moderne (Prekäre Zugehörigkeit als Entwicklungspotential) und methodologische Grundlagen einer Stadtforschung der Gegenwart (Einzelfallforschung, Grounded Theory, Typenbildung). Beides macht das Buch lesenswert und kann auch kulturwissenschaftliche Stadtforschung nachhaltig inspirieren.

Bremen und Halle (Saale)

ANDREA HAUSER

SUSANNE MEYER: Die Tuchmacher von Bramsche. Sieben Leben aus Handwerk und Industrie 1780–1970. Bramsche: Rasch o. J., 175 S, zahlreiche Farb- und Schwarzweißabb. (Bramscher Schriften, 4).

In Museen produzierte Bücher, die sich an ihre interessierten Besucher richten und Auskunft über die lokale oder regionale Geschichte geben, haben besonderen Ansprüchen zu genügen. Wenn sie nicht direkt im Bücherregal landen sollen, müssen sie den Leser neugierig machen und durch Bebilderung und Text „bei der Stange“ halten. Genau das ist Susanne Meyer mit dem vorliegenden Buch gelungen, das sieben Lebensgeschichten über Tuchmacher enthält, die zwischen 1780 und 1970 in der Kleinstadt Bramsche nahe Osnabrück lebten. Reich mit anschaulichen Abbildungen illustriert und liebevoll gestaltet, wird das Buch dem von der Autorin formulierten Anspruch gerecht, eine „unterhaltende Lektüre“ (S. 10) zu bieten.

Die Lebensgeschichten werden in je einem eigenen Kapitel vorgestellt. Es vermittelt so den Eindruck einer Reise durch die letzten mehr als zweihundert Jahre, die aufzeigt, mit welchen beruflichen Herausforderungen und Bedrohungen sich die Protagonisten

konfrontiert sahen und wie sie darauf reagierten. Zusammen ergeben die Einzelbiographien ein umfassendes Bild über die Veränderungen, die Gewerbe und Beruf zwischen 1780 und 1970 erlebt haben. Ergänzt werden diese sozialgeschichtlich aufbereiteten Lebensgeschichten durch eine Beschreibung über die Umsetzung der Biographien im Museum, ein Glossar und ausgewählte Literaturhinweise.

Jede einzelne der Lebensgeschichten gibt vielfältige Einblicke in das Leben der Tuchmacher: die Architektur und Nutzung der Häuser, das soziale Gefüge von Gesellen, Meistern und Zunft sowie das damit eng verbundene Familienleben, Engagement und Einfluss der Tuchmacher im Dorf, der technologische Wandel und Mechanisierung, die Konkurrenz durch andere Produkte und Fertigungsmethoden, etc. Dabei gelingt es der Autorin immer wieder, die Verbindung zur „großen“ Geschichte herzustellen. Sie mag diese Hinweise mit Blick auf das Zielpublikum nicht weiter ausgeführt haben, manchmal aber hätte sich der Rezensent gewünscht, dass diese Hinweise vertieft worden wären.

Der Leser gewinnt den Eindruck, dass die Autorin intensiv recherchiert hat und einen reichhaltigen Materialfundus aufbauen konnte. Sie weiß ihn zu nutzen und liefert damit einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte des Handwerks seit der Protoindustrialisierung. In der Art, wie das Buch die Lebenswege einzelner Personen als Sozialgeschichte aufbereitet, ist es ein gelungenes Beispiel dafür, wie Geschichte mit Hilfe von Mikrostudien lebendig beschrieben werden kann. Ein von der Ausstattung über die Bebilderung bis zum Text rundum gelungenes Buch – nicht nur für den interessierten Museumsbesucher.

Murcia

KLAUS SCHRIEWER

ANNEMARIE STEIDL: *Auf nach Wien! Die Mobilität des mitteleuropäischen Handwerks im 18. und 19. Jahrhundert am Beispiel der Haupt- und Residenzstadt*. München: Oldenbourg 2003, 333 S. (Sozial- und Wirtschaftshistorische Studien, 30).

Die vorliegende wirtschafts- und sozialgeschichtliche Studie ist die überarbeitete Fassung einer Dissertation [1999], erstellt im Rahmen eines größeren Forschungsprojekts „Mobilität und Stabilität im Wiener Zunft Handwerk (1740–1860)“. Im Mittelpunkt steht die „Frage nach den vielfältigen räumlichen Migrationsvorgängen von städtischen Handwerkern des 18. und 19. Jhs.“ und deren Bedingungen in der im 18. Jahrhundert größten Stadt im deutschsprachigen Raum.

Die klar und gut geschriebene Arbeit gliedert sich in zwei etwa gleich große Teile. Im ersten folgen nach der Problemstellung und Literaturlage die Darstellung der Quellen und Methoden, der Migrationsforschung, das Wachsen der Stadt und Bevölkerung im 18. und 19. Jahrhundert sowie die Entwicklung ihres Gewerbes. Dessen Schilderung bietet bereits den Übergang zum zweiten Teil, der nun den geographischen Einzugsraum der Wiener Handwerker – gegliedert nach Lehrlingen, Gesellen, Meistern – und die Stabilität der Arbeitsverhältnisse untersucht.

Der interessanten Fragestellung an der zu Handwerk und Migration bereits relativ gut untersuchten Stadt Wien wird auf der Basis ausgewählter und sehr voneinander unterschiedener Zünfte mit vorwiegend quantitativen Methoden nachgegangen. Ganz hervorragend sind die Literaturübersicht auch zum europäischen Rahmen des Themas sowie das Literaturverzeichnis, weiter die Begründung für die Auswahl der zu untersuchenden Zünfte (Fleischhauer, Rauchfangkehrer, Kleidermacher, Seidenzeugmacher

und Taschner) sowie die Behandlung der herangezogenen meist seriellen Quellen und ihrer Problematik. Lesenswert sind ferner die Erörterungen der in der Systematik R. Reith verpflichteten Autorin zur historischen Migrationsforschung.

Aus der reichhaltigen Untersuchung soll Folgendes hervorgehoben werden. Beindruckt hat den Rezensenten, wie gründlich, stets problemorientiert sowie dem Leser nachvollziehbar die sich wandelnde Handwerkslage in Wien und die davon indirekt berichtenden Quellen geschildert und der eingeschlagene methodische Weg mit quantifizierenden Methoden, Quellenerweiterung über die Namen der Erwähnten (nominative record linkage) und thematischen Karten skizziert und die Ergebnisse vorsichtig, aber immer gut lesbar formuliert werden. – Bis etwa 1820 stammte ein großer Teil der auswärtigen Gesellen aus Süd- und Südwestdeutschland, danach aus den südmährischen und südböhmischen Ländern. Nach dem Ende der Türkenkriege kamen manche auch aus dem Osten der Habsburgischen Monarchie. Immer gab es – differenziert nach den Gewerben – aus verschiedenen politisch-wirtschaftlichen Überlegungen außerzünftige Handwerker. Ende des 17. Jahrhunderts war nur etwa ein Drittel der gewerblichen Produzenten zünftig organisiert. Daneben arbeiteten auch später befugte Handwerker, Militärhandwerker und eine erhebliche Anzahl von „Störern“. – Einige wenige Gewerbe, wie z. B. die Rauchfangkehrer, hatten stets eine feste Bindung an italienisch Sprechende und später Schweizer.

Ein Vorzug der Arbeit von Frau Steidl ist weiter, dass sie hier mit ihren Forschungen nicht nur die bislang übliche zeitliche Obergrenze des frühen 18. Jahrhunderts überschreitet, sondern dabei auch die Statusformen Lehrling/Lehrmädchen, Geselle und Meister in den einzelnen Gewerben beachtet. Wie wichtig hier weiter die Beschränkung auf einige Gewerbe war, zeigt allein die Zahlenangabe von etwa 140.000–160.000 Gesellen, die im Vormärz jährlich nach Wien kamen. Wichtig zu erwähnen wäre schließlich noch die herausgearbeitete Migration und Stabilität von den bislang für diese Zeit selten untersuchten Lehrlingen und Meistern innerhalb der Stadt.

Von der ungemein ergiebigen Arbeit konnte nur einiges, dem Rezensenten aus unterschiedlichen Gründen Interessantes hervorgehoben werden. Im handwerksgeschichtlichen Rahmen erfüllt sie u. a., zwei 1992 von W. Reininghaus in der Schweiz vorgetragene thesenartige Forderungen (3 und 4): Lehrlinge sollten allmählich einmal mindestens ebenso wie die Meister erforscht werden, und Handwerksgeschichte sollte („kann und muß“) „aufgelöst werden in die Geschichte der einzelnen Handwerke“.

In volkswissenschaftlichen Arbeiten zum Handwerk hat bislang außer der Gesellenwanderung allgemein die Migration im Rahmen einer Stadt oder Region bislang keine nennenswerte Rolle gespielt. Doch wurde immerhin beim Aufkommen von Neuerungen auf die Vermittlung durch auf der Wanderschaft erworbene Kenntnisse und weiter bestehende Verbindungen hingewiesen. Dabei zeigte sich mitunter bei der Untersuchung einzelner Handwerker und Werkstätten – wie z. B. 1997 Elke Seiberts Arbeit zu Kunsttischlern – die Wichtigkeit Wiens nicht nur als attraktiver Punkt innerhalb eines größeren Wandersystems, sondern auch als zentrale Anlaufstelle zum Erwerb neuester Techniken und Formvorstellungen. So ist gerade auch für den Volkskundler, der sich mit Handwerk beschäftigt, die vorliegende Studie sowohl inhaltlich als auch methodisch und literaturmäßig ungemein anregend und nützlich, auch wenn seine Schwerpunkte etwas anders gesetzt sind.

HEIDE GERSTENBERGER/ULRICH WELKE: *Arbeit auf See. Zur Ökonomie und Ethnologie der Globalisierung*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2004, 399 S., 23 Schwarzweißabb., DVD.

In den vergangenen Jahren hat sich das Bremer Autorenduo Gerstenberger/Welke schon verschiedentlich mit der Sozialhistorie der Schifffahrt beschäftigt. Mit dem anzuzeigenden Band sind die Autoren nun in der Gegenwart angelangt. „Arbeit auf See“ ist das Resultat umfangreicher empirischer Forschungen auf Handelsschiffen und von Interviews mit Seeleuten am Ende des 20. Jahrhunderts. Das erklärte Ziel dieser Arbeit ist es, nicht nur die Rahmenbedingungen, sondern die konkrete Praxis und Organisation der aktuellen Arbeit auf See zu untersuchen und damit ein Feld zu bearbeiten, das als paradigmatisch für die „Kulturanthropologie des Weltmarktes“ (S. 12) unter den Bedingungen einer radikal fortgeschrittenen Globalisierung gelten kann. Zugleich handelt es sich um einen Bereich, der sich der einfachen Anschauung von Land aus entzieht, und daher für die kulturwissenschaftliche Forschung nicht so einfach zugänglich ist.

Die Autoren haben auf insgesamt sechs Seereisen 14 Wochen beobachtend und miterlebend auf Handelsschiffen verbracht. Während dieser Aufenthalte konnten sie die Eindrücke und Informationen, die Sie vorab und auch immer wieder zwischen den Reisen in gut 20 Einzel- und Gruppeninterviews gesammelt hatten, überprüfen und ergänzen. In den zentralen Kapiteln der Studie wird der Gegenstand umfassend abgehandelt. Es geht sowohl um die wirtschaftlichen und rechtlichen Rahmenbedingungen als auch um Fragen der Besatzungsrekrutierung und -zusammensetzung, die Frage der Interkulturalität innerhalb der Besatzungen, die technischen Aspekte der alltäglichen Arbeit, um Konfliktpotenziale und -bewältigung, und auch um Aspekte wie Freizeitgestaltung, Geselligkeit und Einsamkeit.

Besonders überzeugt, wie die Autoren die vielfältigen Spannungspotenziale und Interessenskonflikte im Schiffsbetrieb (Reederei – Kapitän, Deck – Maschine, Schiffsführung – Personal etc.) sowie die rechtlich-organisatorischen Rahmenbedingungen nicht nur strukturell darstellen, sondern eng am empirisch erhobenen Material mit ihren Wirkungen bis in die Kapillaren des Alltagsvollzugs nachvollziehen. Keine Frage: eine wissenschaftliche Arbeit, die sich um gesellschaftliche Relevanz bemüht und die Parteinahme für die Benachteiligten explizit als ihren Auftrag versteht, ist – zumal wenn sie sich offen dazu bekennt (vgl. S. 15) – grundsätzlich ebenso erfreulich wie legitim. Der Darstellung teilweise haarsträubender Arbeitsbedingungen auf Schiffen und der Explikation beunruhigender Zustände in einem Business, in dem ein radikal globalisierter Arbeitsmarkt seine bisweilen hässliche Fratze zeigt, wird zu Recht umfassender Platz eingeräumt.

Und doch irritiert eine ebenso latent wie durchgängig erklingende kulturpessimistische Melodie. Die Balance zwischen der Aneignung der Interessen der Feldpartner und der dazu komplementären, unverzichtbaren Distanznahme zum Feld scheint insgesamt etwas gestört. Immer wieder kommen die Autoren zu dem Schluss, dass sich im Vergleich zu „früher“ die Lage für die Beschäftigten doch insgesamt verschlechtert habe, man es summa summarum also doch mit einem kulturellen Untergangsgeschehen auf Kosten der einzelnen Menschen zu tun habe. Dies mag zu einem Gutteil auch daran liegen, dass die Autoren ihren Informanten in den meisten Fällen inhaltlich weitgehend und – wie es scheint – auch recht unkritisch folgen. Eine kritische und explizite Reflexion der Frage, welche Interessen die Informanten ihrerseits in den Gesprächen verfol-

gen, welche perspektivischen Verschiebungen und dadurch bedingte inhaltliche Einfärbungen sich also hier ergeben und daher in der Interpretation berücksichtigt werden müssten, unterbleibt leider. Eine erfreuliche Ausnahme stellt der Abschnitt dar, in dem die Instrumentalisierung und Reproduktion nationaler Stereotype analysiert wird (S. 292–310). Im übrigen Text ist jedoch oft die etwas vorschnell scheinende Übernahme der Informantensicht für die eigene Interpretation die Folge.

Ebenso vorschnell erscheint es, wie – gewissermaßen mit einem Handstreich – das Konzept der Hybridität, wie es in den letzten Jahren verstärkt kulturwissenschaftlich diskutiert wurde, einfach so vom Tisch gefegt wird (S. 286). Dies geschieht mit dem Hinweis darauf, auf Schiffen ereigne sich kaum kulturelle Amalgamierung oder die Ausprägung einer eigenen Arbeitskultur, sondern viel eher eine mit imperialem Gestus geführte Oktroyierung westlicher Arbeitskultur. Eine solche Feststellung steht in merkwürdigem Kontrast zu der an anderen Stellen immer wieder erfolgenden Etikettierung der Lebenswelt auf Schiffen als die „kulturelle Sphäre des globalen Seetransports“ (S. 64). Gerade die permanente Spannung zwischen der Arbeit auf See und den sozialen und kulturellen Bedingungen im Herkunftsland, die von den Seeleuten über Jahre hinweg ausgehalten werden muss, und die natürlich die Kommunikationsmuster und Formen des Zusammenlebens auf Schiffen prägt, stellt selbst schon einen hybriden Zustand dar.

Doch insgesamt fällt das Restümee eindeutig positiv aus. Der Leser gewinnt einen vitalen, plastischen Eindruck der Lebensrealität auf Hochseeschiffen, der vorzüglich durch das auf einer DVD beigegebene Filmmaterial veranschaulicht wird – auch wenn auf die Filme im Haupttext leider nicht explizit Bezug genommen wird. Verschiedene Aspekte der sorgfältig argumentierenden, dennoch gut lesbaren Studie können als vorbildlich gelten und beeindrucken nachhaltig: So der beträchtliche empirische Einsatz der Forschenden, die Gründlichkeit der Felderhebung, die ausführliche Kontextualisierung der Thematik mit ökonomischen, technischen und rechtlichen Informationen, die kritische Diskussion der angewandten Methoden und die mehrdimensionale methodische Architektur der Forschung. Die – in früheren gemeinsamen Studien bereits erprobte – Kombination aus Politikwissenschaftlerin und (ehemaligem) Ingenieur-Assistenten mit eigener Schifffahrtserfahrung erweist sich auch hier als ausgesprochen produktiv.

Mainz

TIMO HEIMERDINGER

JÜRGEN SCHLUMBOHM/CLAUDIA WIESEMANN (Hrsg.): Die Entstehung der Geburtsklinik in Deutschland 1751–1850. Göttingen, Kassel, Braunschweig. Göttingen: Wallstein 2004, 144 S., Schwarzweißabb.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes beruhen auf Vorträgen anlässlich eines Symposions zum 250. Jahrestag der Gründung des Göttinger Entbindungshospitals. Das internationale Symposium wurde vom Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen, und dem Institut für Ethik und Geschichte für Medizin der Universität Göttingen vom 22. bis 23.11.2001 veranstaltet. In den sechs Beiträgen zur Geschichte der Göttinger Klinik und anderer Gebärdhäuser geht es darum, „soziale Praktiken im Umgang mit der Geburt in regionalvergleichender Perspektive detailliert zu beschreiben und zu analysieren und dabei Aspekte von Diskontinuität wie von Kontinuität ins Auge zu fassen“ (S. 7). Den Anfang macht *Claudia Wiesemann* mit ihrem Aufsatz „250 Jahre akademische Geburtshilfe: Zur geographischen, kulturellen und sozialen Dimension medizi-

nischen Fortschritts“. Sie stellt die 1751 gegründete Göttinger Gebärdklinik als „Meilenstein in der europäischen Geschichte der Geburtshilfe“ vor, zum einen, weil die Klinik die akademische Verankerung der Geburtshilfe beschleunigte, und zum anderen, weil sie als erfolgreiches Modell eines Gebärdkrankenhauses als Vorbild für weitere Einrichtungen dieser Art diente. Dabei lautet Wiesemanns zentrale Fragestellung: „Was bedeuten wissenschaftliche Neuerungen für die erlebte und erfahrene Geschichte?“ (S. 11). Sie plädiert dafür, die Entdeckungen der Medizin aus lebensgeschichtlicher Perspektive neu zu lesen und zu bewerten. Gerade am Beispiel der Geschichte der Geburtshilfe lassen sich, so Wiesemann, die Auswirkungen medizinischer Innovationen auf das Leben einzelner Menschen nachzeichnen. So ist beispielsweise Schwangerschaft in den Lebensgeschichten von Frauen nicht mehr selbstverständlich die Zeit des ungewissen, aber hoffnungsvollen Erwartens. Heute ist sie auch ein Abschnitt, in dem die wichtigen Entscheidungen über Wissen- oder Nichtwissenwollen gefällt werden müssen. „Wissenwollen und vor allen Dingen Wissenkönnen“, sagt sie, „lassen die Zeit der ‚guten Hoffnung‘ nicht unverändert“ (S. 11). Gerade an diesem Beispiel wird deutlich, wie komplex sich medizinische Innovationen auf das Leben der Individuen auswirken können und dass die Transferleistung von der wissenschaftlichen Erkenntnis zur Lebenspraxis keinesfalls als nebensächlich oder gar als trivial angesehen werden kann. Der zweite Beitrag von *Isabelle von Bueltzingsloewen* behandelt „Die Entstehung des klinischen Unterrichts an den deutschen Universitäten des 18. Jahrhunderts und das Göttinger Accouchierhaus“. Er stellt heraus, dass im 18. Jahrhundert die „praktische Medizin“ in den Rang einer eigenen Disziplin erhoben wurde, in der die Studenten auf ihre künftige Aufgabe als Praktiker vorbereitet werden sollten. Der große Erfolg des Versuchs einer Lehre „am Krankenbett“ an der Universität Leiden seit 1714 und an der Preussischen Universität Halle seit 1717 gab diesen Bestrebungen Recht. Für eine praktische Lehre war aber die Institution des Hospitals unerlässlich, da nur dieses den Anforderungen des Unterrichts entsprechen konnte. Zu diesen in Europa ersten Hospitalern zählte auch die 1751 gegründete Göttinger Accouchieranstalt. Der anschließende Aufsatz von *Jürgen Schlumbohm* unter dem Titel „Die Schwangeren sind der Lehranstalt halber da: Das Entbindungshospital der Universität Göttingen 1751 bis ca. 1830“ geht näher auf diese neu gegründete Institution ein. Laut seinem ärztlichen Direktor diente es drei Zielen: „Das Entbindungshospital in Göttingen hat ganz besonders den Zweck, dass daran für das In- und Ausland geschickte, ihres Namens würdige Geburtshelfer gebildet werden. Ein zweiter Zweck ist, dass auch Hebammen, besonders solche darin gebildet werden, welche sich durch Kenntniss und Geschicklichkeit über die gewöhnlichen Hebammen erheben. Ein dritter Zweck endlich ist, dass arme, eheliche und uneheliche Schwangere eine sichere Unterkunft für die Zeit ihrer Geburt und damit alle Unterstützung, Beistand und Hilfe finden, welche zur Erhaltung ihrer selbst und ihrer Leibesfrucht erforderlich sein können“ (S. 38). Schlumbohm stellt fest, dass jedoch fast alle Patientinnen unverheiratet waren und verheiratete Frauen ihre Kinder gewöhnlich zu Hause entbanden. Ferner zeigt er am Göttinger Fall auf, wie zentral das Entbindungshospital in Deutschland für den Zugang von Männern zur Geburtshilfe und für die Umwandlung dieses Faches in eine medizinische ‚Wissenschaft‘ war. *Christine Loytveds* Beitrag zur „Geburtshilflichen Sammlung und [der] Praxis der Entbindungslehre an der Universität Göttingen“ geht auf die Zangen- und Instrumentensammlung des legendären forszepsfreudigen Geburtshelfers Friedrich Benjamin Osiander ein. Als Leiter der Göttinger Entbindungsanstalt war Osiander maßgeblich an der Verwissenschaftlichung einer Geburtshilfe beteiligt, die unter der Bezeichnung einer auf „Entbindungswissenschaft“ gegründeten „Entbindungskunst“ für die aktive Leitung der Geburt stand. Ferner diente ihm die Sammlung zur Demonstration der Fortschritte in der Geburts-

hilfe. Loytved stellt fest, dass die akademische Entbindungslehranstalt in Göttingen ein relativ freies Feld für Experimentiermöglichkeiten mit dem schwangeren Körper bot. Dabei richteten die Forscher ihre Bemühungen zunächst nicht darauf, mit möglichst einfachen, schmerzlosen Mitteln die schweren Geburten zu erleichtern, sondern darauf, in das komplizierte Geburtsgeschehen auf mechanischem Weg einzugreifen (vgl. S. 91). In ihrem Beitrag „Ziele und Grenzen ‚vernünftigen Mitleidens‘ mit Gebärenden und Kindern“ stellt *Christina Vanja* das Kasseler Accouchier- und Findelhaus von 1763 bis 1787 vor. Sie sieht in der Kasseler Einrichtung eine Fürsorgeinstitution vor dem Hintergrund des neuen Wohlfahrtsstaates. Im dortigen Accouchierhaus stand weniger die Lehre am Krankenbett im Vordergrund als die Aufnahme verarmter Schwangerer und deren Kinder, um sie u. a. vor dem weit verbreiteten Kindsmord zu bewahren. Das Findelhaus wurde dann jedoch derart stark frequentiert, dass sich die Verhältnisse als unhaltbar gestalteten und die Einrichtung bald wieder geschlossen werden musste. Von mehreren hundert eingebrachten Kindern erreichten nur zehn das 14. Lebensjahr – das ehrgeizige Projekt des aufgeklärten Landgrafen hatte sich letztlich als nicht finanzierbar erwiesen. Der letzte Beitrag des Bandes widmet sich dem Accouchierhospital in Braunschweig von 1767 bis 1800. Unter der Fragestellung „Tempel der Lucina oder Pflanzschule für Ungeziefer?“ geht *Gabriele Beisswanger* den grundsätzlichen Interessenkonflikten nach, die die dortige Entbindungsanstalt kennzeichneten. Auch hier stand eine chronische Finanzknappheit im Vordergrund, es unterblieben notwendige Investitionen und nicht zuletzt aufgrund der unhaltbaren hygienischen Verhältnisse weigerten sich die Schwangeren, diese Anstalt aufzusuchen. Die als Teil einer umfassenden Reform des Medizinalwesens im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel verstandene Einrichtung, in der auch die Hebammenausbildung auf ein höheres Niveau gehoben werden sollte, erreichte somit ihre ‚höheren Zwecke‘ im Grunde nicht.

Nach der Lektüre der verschiedenen Beiträge bleibt festzustellen, dass die dargestellten Geburtskliniken sich durchaus unterscheiden sowohl in ihrer Zielsetzung als auch in ihrer Ausstattung. Dort, wo auch studentischer Unterricht vorgenommen wurde, wie in dem größten und bedeutendsten Gebärdhaus, der akademischen Entbindungslehranstalt in Göttingen, waren die Schwangeren in viel höherem Maße der Experimentierfreudigkeit angehender Entbindungshelfer ausgesetzt als in den mehr unter dem Wohlfahrtsgedanken errichteten Instituten. Die im 18. Jahrhundert sich etablierende wissenschaftliche Entbindungskunst erreichte andererseits aber das proklamierte Ziel – das Leben von Müttern und Kindern zu retten – keineswegs. In ganz Europa, stellt Schlumbohm fest, lag die Müttersterblichkeit in den Hospitälern höher als bei normalen Hausgeburten, die von Hebammen betreut wurden. „Sie mögen vielfältigen Zwecken gedient haben“, sagt er, „die Müttersterblichkeit jedoch haben sie nicht verringert“ (S. 56). Vor diesem Hintergrund darf man es als Glück ansehen, dass die Entbindungskliniken zunächst keine großen Teile der Bevölkerung erreichten. Noch am Vorabend des Ersten Weltkrieges ging nur 1 % aller Frauen zur Geburt in eine Klinik. Gleichwohl aber öffnet der vorgelegte Band die Augen dafür, dass seit dem 18. Jahrhundert die Geburtshilfe allmählich zu einer Wissenschaft, die von Ärzten, also Männern, betrieben wurde, avancierte. Die Entbindungshäuser spielten bei dieser Entwicklung eine entscheidende Rolle, denn hier fand der angehende akademische Geburtshelferstand seine Klientel, in der Regel unehelich Schwangere, die keinen anderen Ort für ihre Entbindung hatten finden können. Als ‚lebende Fantome‘ (Osiander) dienten sie der geburtsmedizinischen Entwicklung, mit der im 18. Jahrhundert der große Umbruch im Umgang mit Schwangerschaft und Geburt eingeleitet wurde. Auch bei den heute geführten Debatten um Klinik- oder Hausgeburt könnte ein Blick in die Geschichte

hilfreich sein. Der vorliegende schmale Band bietet hierfür jedenfalls einen exzellenten Einstieg. Die sozialen Praktiken im Umgang mit Geburt werden detailliert beschrieben und analysiert und Aspekte von Diskontinuität wie von Kontinuität ins Auge gefasst. Damit ist er allen medizin- und kulturhistorisch Interessierten als Einführung in die komplexe Thematik dringend zu empfehlen.

Marburg

MARITA METZ-BECKER

SABINE HESS/RAMONA LENZ (Hrsg.): *Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume*. Königstein/Ts.: Ulrike Helmer Verlag 2001, 244 S.

„Die Rückkehr der Dienstmädchen?“ titelte die Zeit im Sommer 2004. Unter dem Etikett „Au Pair“ oder aber auch in Schwarzarbeit arbeiten in zahlreichen bundesdeutschen Haushalten junge Frauen aus Osteuropa, Asien und Lateinamerika. Ihrer Mithilfe ist es häufig zu verdanken, dass berufstätige Frauen ihre Belastung durch Hausarbeit reduzieren können und nicht durch fehlende Kinderbetreuungsmöglichkeiten gehandicapt sind. Geschicht der Prozess der Emanzipation dieser privilegierten Mittelschichtfrauen also auf Kosten von Migrantinnen aus den so genannten Drittländern? Globalisierungsprozesse festigen alte und schaffen neue Ungleichheiten. Wie wirkt sich das auf Lebensalltag, Kultur und Geschlechterkonzeptionen aus? Die Feminisierung von Migration, die Festlegung von Migrantinnen auf spezielle Arbeitsfelder wie Hausarbeit, Kinderbetreuung und Prostitution sind Bereiche, in denen sich diese Entwicklungen widerspiegeln. Statt Gold und Silber heben ehemalige Kolonialmächte und Industrienationen heutzutage die wertvolle Ressource „Liebe“ in den so genannten Drittländern, wie Barbara Ehrenreich und Arlie R. Hochschild (2003) konstatierten. Der Umgang mit den Phänomenen Migration und Globalisierung ist also noch weit vom viel beschworenen Gender Mainstreaming entfernt.

Sabine Hess und Ramona Lenz vom Frankfurter Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie unternehmen den dankenswerten Versuch, die Genderperspektive von Migration zu vermitteln und laden zu einem kulturwissenschaftlichen Streifzug durch transnationale Räume ein. Nach einer Einleitung der beiden Herausgeberinnen, die Geschlecht und Globalisierung zueinander in Beziehung setzt, werden neun Beiträge unter den Überschriften „Gender hybridisiert?“, „Globalisierte Geschlechter-Ökonomien und -Identitäten“ sowie „Produktive Konsumpraktiken“ subsumiert. Darunter finden sich zum einen theoretisch ausgerichtete Artikel, die unterschiedliche Konzepte und Denkfiguren wie Migrantin, Hybridität, Differenz und Mestizaje diskutieren oder Michel Foucaults Thesen zur Gouvernementalität beleuchten. Zum anderen werden kulturelle Praxen analysiert wie der Umgang mit Tracht bzw. die „Ethnisierung“ ihrer Trägerin, die Funktionalisierung von Hip-Hop, Rap und Türkopop durch gesellschaftlich marginalisierte Jugendliche oder die Konstruktion von Geschlechteridentitäten bei der Interaktion zwischen Touristinnen und einheimischen Männern in Indonesien.

Im Folgenden sollen exemplarisch drei Artikel zu den Bereichen Arbeit, Kunst und Medien vorgestellt werden. Das „Comeback der Dienstmädchen“ analysieren *Sabine Hess* und *Ramona Lenz*. Auf der Grundlage von ethnographischen Fallstudien in Zypern und in Deutschland beschreiben sie das Selbstverständnis von (privilegierten) Arbeitgeberinnen sowie deren Blick auf „weibliche“ Arbeit und „fremde“ Arbeitnehmerinnen. Dabei wird eine innere Hierarchie von Bewertungsmaßstäben deutlich, die – analog zur

Kritik an feministischen Standpunkttheorien von Sandra Harding (1991) – neben dem Geschlecht auch von ethnischer, kultureller und sozialer Zugehörigkeit geprägt ist.

Die Einflüsse der Globalisierung auf rumänische Frauen untersucht *Madalina Nicolescu* am Beispiel von „importierten“ Bildern in Form von Unterhaltungsserien: an US-amerikanischen Soaps und lateinamerikanischen Telenovelas. Sie zeigt in ihrer interessanten Studie, dass und warum rumänische Frauen ihre Sympathien eher den hilflosen weiblichen Wesen der Telenovelas zuteilen und warum sie sich kaum mit den US-Heroinnen identifizieren können. Auch am Beispiel der elitären „Frauenzeitschriften“ *Elle* und *Cosmopolitan* macht sie deutlich, wie sich Markt und Zeitschrift bzw. die Bedürfnisse der rumänischen Frauen von denjenigen der westeuropäischen Leserinnen unterscheiden.

Gülsün Karamustafa stellt eine Kunst-Performance vor. In der Türkei – Drehscheibe von Migrationsprozessen – hat sich vor allem in Istanbul eine rege Szene von Frauen aus osteuropäischen und russischen Republiken entwickelt, die im „kleinen Grenzverkehr“ Waren in die Türkei einführen und neu erstandene Dinge wieder mit nach Hause nehmen. Istanbul wurde zum transnationalen Marktplatz dieser Kofferhändlerinnen. Die Künstlerin hat diese Beobachtungen in Waren umgesetzt und selbst in einen Koffer gepackt: In Performanceveranstaltungen wurden diese (illegal) mitgeführten Artikel von ihr auf einem improvisierten Marktstand arrangiert und schließlich verkauft.

Sammelbände können naturgemäß sehr heterogen sein; sie vereinen Beiträge unterschiedlichster Ausrichtungen und Konzeptionierungen. Das ist den Herausgeberinnen durchaus bewusst, und sie verstehen den Band als „forschendes Lernen“ (S. 13), dessen Zusammenhalt der Blick auf „Alltagspraxen, Subjektpositionierungen und Identitätskonstruktionen in globalisierten Alltagswelten“ bilden soll. Die übrigens nicht nur kultur-, sondern auch sozialwissenschaftliche Reise durch transnationale Räume überwindet allerdings nicht nur Grenzen, sondern errichtet in anderer Hinsicht Barrieren: Das bedeutendste Hindernis stellt der in weiten Teilen spröde Sprachduktus dar, der auch bei spannenden Sachverhalten nicht immer begierig auf die weitere Lektüre macht. Die RezensentIn musste sich bei einigen Beiträgen doch sehr disziplinieren, um die Aufmerksamkeit beim Inhalt zu belassen und den Text nicht als ergiebige Quelle für wissenschaftliche Moden, Metaphern, Denkfiguren und Sprachpirouetten zu betrachten.

In der Einleitung wird der Bedarf formuliert, die klassischen Konzepte der Migrationsforschung zu erweitern. Spannend wären auch Lösungsansätze für eine Transparenz und in der Folge für die Beseitigung von Hierarchien – sowohl auf der Genderebene als auch im ethnischen Kontext. Der Blick auf genderspezifische Besonderheiten von Globalisierungsprozessen könnte für das eigene eurozentristische Selbstverständnis sensibilisieren. Insofern reißt dieser Band viele Forschungsfelder an, die es jetzt zu bearbeiten gilt.

Göttingen

IRA SPIEKER

SANDRA SCHERREICKS: „Endlich der Richtige!“ Diskurse über Männlichkeit und ihre Spiegelung in Trivialromanen zwischen 1973 und 1996. Münster u. a.: LIT 2003, 144 S. (Deutscher Akademikerinnenbund e. V. Wissenschaftliche Beiträge und Publikationen, 1).

Bei der vorliegenden Schrift handelt es sich um die Magisterarbeit der Autorin, die im Wintersemester 1997/98 an der Universität Kiel im Fach Volkskunde angenommen wurde. Trivialromane gehören aufgrund ihrer relativ großen Verbreitung, Auflagen und LeserInnenschaft zu den für die Gender Studies interessanten Quellen und zählen zu den Massenmedien. In diesen Romanen werden kaum neue Diskurse entwickelt, sie gehören also nicht zu den agenda setting-Medien, sondern es werden, wie die Verfasserin festhält, Diskurse gespiegelt. Trivialromane leben davon, die Vorstellungen der LeserInnen nicht in Frage zu stellen, sondern vor allem Ideale zu bestätigen, so dass im Bedarfsfall die Lektüre eine Flucht aus der schönen Alltagswelt ermöglicht.

Die Verfasserin nutzt die Methode der inferentiellen Inhaltsanalyse, mit der die Relationen zwischen Text und sozialer Realität bzw. – im konkreten Fall dieser Studie – die „Spiegelung gesellschaftlicher Männerbilder in trivialen Liebesromanen“ erfasst werden kann. Quellenbasis sind die „Julia-Liebesromane“ des Cora-Verlages, die Übersetzungen englischsprachiger Romances britischer und amerikanischer Provenienz darstellen. Dahinter stehen bestimmte Verlage und Verlagskooperationen, wie die Verfasserin skizziert. Die Studie beruht im Kern auf zwei Stichproben: 20 Romane aus den Jahren 1973/74, 20 Romane aus 1996. Damit sollen allfällige Entwicklungen von Männlichkeitsbildern festgestellt werden. Für 1996 kommen weitere jeweils drei Romanhefte der Romanreihen „Bianca“, „Tiffany“, „Baccara“ und „Natalie“ desselben Verlages hinzu. Äußeres und inhaltliches ‘Design’ dieser Reihen unterscheiden sich, beispielsweise in Bezug auf die erotischen Komponenten der Romane.

Die untersuchten inhaltlichen Kategorien, die bestimmte Männlichkeitsbilder transportieren, wurden mittels der Auswertung von 177 Liebesromanen gewonnen; es handelt sich um Aussehen, Charakter, Verhalten gegenüber Frauen, Sexualität, Beruf und Statussymbole. Diese Kategorien werden in den beiden Stichproben systematisch analysiert, miteinander verglichen und durch aussagekräftige Quellenzitate illustriert.

Die ‘soziale Realität’ wird mit Hilfe von Umfragen konturiert: Pross-Umfrage 1975/76, Metz-Göckel/Müller-Umfrage 1985, Hollstein-Umfrage 1989, Umfrage der Düsseldorf Werbeagentur BBDO 1992 und Umfrage des Cora-Verlages von 1996. Die Umfragen, deren methodische Grundlagen kritisch diskutiert werden, ergeben, dass sich die Vorstellungen, die Männer davon haben, was ein Mann sein soll, was das Mannsein ausmacht, sich in den 20 Jahren des Untersuchungszeitraumes nur wenig verändert haben, auch wenn die traditionellen Hierarchien und Asymmetrien zwischen den Geschlechtern zu Gunsten eines gewissen Maßes an mehr Gleichberechtigung – aus Sicht von Männern – in Frage gestellt wurden.

Im Anschluss an ‘1968’ „entwickelte sich (...) eine gesellschaftlich tolerierte Pluralität nebeneinander bestehender Männerbilder. Diese Entwicklung ließ sich auch anhand repräsentativer Umfragen nachweisen. (...) Diese Entwicklung der gesellschaftlichen Realität lässt sich mit einiger Zeitverzögerung deckungsgleich in den untersuchten trivialen Liebesromanen des Cora-Verlages feststellen“ (S. 129).

Die Ergebnisse werden rückgekoppelt an die Entwicklung des hegemonialen Männlichkeitsmodells seit der Aufklärung, das sich nach wie vor behaupten kann. Zu bemängeln ist, dass nach Abschluss der Magisterarbeit erschienene Literatur nicht mehr einge-

arbeitet wurde, das Literaturverzeichnis hält bei 1997. Dennoch sind die Grundaussagen zu theoretischen Positionen der Gender Forschung und zum hegemonialen Männlichkeitsmodell zutreffend, die Ergebnisse der Quellenanalyse haben weiterhin Bestand.

Wien

WOLFGANG SCHMALE

WOLFGANG STEINER: *Hinterglas und Kupferstich*. 100 bisher unveröffentlichte Hinterglasgemälde und ihre Vorlagen aus drei Jahrhunderten (1550–1850). München: Hirmer 2004, 272 S., 41 Schwarzweiß- und 222 Farbabbildungen.

Das Thema Bildvorlagen ist für die Kulturgeschichte jeglicher Realien zentral und darum für Volkskundler methodisch unausweichbar, ja seine ständige Beachtung eine der Grundvoraussetzungen für sinnvolles Beobachten und Analysieren. Darum bedarf es einer möglichst breiten Kenntnis der massenhaften Reproduktionsgraphik für jeglichen Wissenschaftler an Museen, in Sammlungen, im Antiquitätenhandel. Wer hier kein Bildgedächtnis entwickelt und ständig schult, der kann und darf nicht mitreden wollen. Nicht nur der Volkskundler lernt von Anbeginn, dass es kein Gestalten ohne bewusste oder unbewusste Vorbilder gibt und zumal in der so genannten Volkskunst keine Bilder ohne direkte graphische Vorlagen. Der Kunsthistoriker weiß, wie stark seit der Erfindung der Reproduktionsgraphik im 15. Jahrhundert diese das Vorbildreservoir der Tafelmalerei geworden ist, und seit es den Ornamentstich gibt, wurde die Vorlagenproduktion für alle handwerklichen Künste eine eigene Bildergattung, die nicht nur für das Kunstgewerbe und seine Stilwandlungen Erkenntnishilfen bietet. Die in der Regel kulturhistorisch ausufernden Kupferstichkabinette der großen Museen sind daher von jeher die Fundgruben, aber oft genug auch die ungeordneten Schreckenskammern der Suchenden nach Motiven, weil die traditionelle Kunstgeschichte nicht nach Sachen oder Problemkreisen, sondern, wie der Handel, nach Künstlernamen bewertet und also auch sortiert. Niederlande und Augsburg heißen in historischer Abfolge die großen Lieferanten, und da es bis vor kurzer Zeit keine einfachen technischen Möglichkeiten der optischen Bildinventarisierungen gab, halfen auch die Katalogversuche nur für die überschaubaren Mengen der Frühzeit, so dass es bis zum heutigen Tage immer noch höchst nützlich ist, konkrete Vorlagen für bestimmte Bereiche systematisch ausfindig zu machen und dann auch als veritables Bilderbuch zu veröffentlichen.

Darum ist die auf den ersten Blick wegen der exzellenten Ausstattung wie ein bloßes Coffee-table-book daherkommende Publikation ein ernst zu nehmender Beitrag zur Hinterglasforschung mit genauem zweisprachigen Katalog als Anhang, dem allerdings jegliche Standortnachweise fehlen. Der aus rechtlichen Gründen obligate summarische „Photonachweis“ auf der letzten Seite lässt nur auf einen Teil der Graphiken in Museumsbesitz schließen. Den Rest hat der Autor selbst fotografiert („Archiv des Autors“, eine beliebte Umschreibung für fehlende Informationen). Also stammen die sämtlich für „unveröffentlicht“ ausgegebenen Hinterglasoriginale aus Privatsammlungen, wohl zum Großteil aus der Sammlung des Anregers und Geleitwortschreibers *Frieder Ryser*. Dessen Hauptanliegen ist bekanntlich zu erweisen, dass Hinterglasmalerei eine eigene Gattung der Hochkunst aller Zeiten gewesen sei, für die sich aus unterschiedlichen Gründen sowohl die Kunstgeschichte wie die Volkskunde nicht wirklich interessierten. Darum zielt auch das vorliegende Unternehmen nicht so sehr auf das Phänomen der unabdingbaren, in der Regel graphischen Vorlagen, sondern auf deren Umsetzung und Verarbeitung in ein anderes Medium der Kunst. Also nicht „Kunstpolarisierung“

steht im Mittelpunkt oder gar „gesunkenes“ oder „aufsteigendes“ Kulturgut, sondern eigenschöpferische Kunstaneignung und gattungsgemäßes Kunstschaffen. Übertragen in die Volkskunsttheorie der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts scheint diese Absicht dem Verständnis von Wilhelm Fraenger nahe zu kommen, doch dessen Formanalysen der Umsetzung oder Nachschöpfung von Graphik, z. B. Dürers bis zu den Luboks, sind hier nicht einmal erwähnt, obgleich eigens der Dürerspezialist *Yves Jolidon* für eine Art zweites Vorwort zum Phänomen der Umsetzung von Druckgraphik in der Kunst als „a wonderful metamorphosis“ gewonnen wurde (S. 22–29). Er verweist darauf, dass es Ziel des Buches sei, „über die wunderbaren Wandlungen“ zu berichten, „welche Graphiken erfuhren, um zur einzigartigen Ausdrucksform der Hinterglasmalerei zu gelangen“, entsprechend seinem Motto aus einem Auftrags schreiben von 1750 für ein solches bürgerliches Prestigebild nach Dürer: „Kein Zweifel, dass es vollkommen schön ausfällt“.

Fraenger hingegen hat in seinem mehrfach nachgedruckten, unter Volkskundlern berühmten Aufsatz des Jahres 1926 „Deutsche Vorlagen zu russischen Volksbilderbogen des 18. Jahrhunderts“ den Unterschied zwischen „schaler Rezeptivität“ und „planvoller Produktivität“ als „substantiellen Gegensatz der Standeskunst [= Augsburger Kupferstiche] und Massenkunst [= primitiver Holzschnitt]“ auf dem Wege von Dürer bis in russische Klosterdruckereien gemacht, so dass, daran anschließend, in unseren Jahrzehnten kritische Nachfragen für das Zustandekommen so genannter Expressivität am Beispiel der Umsetzungen von Kupferstichen in Hinterglasbilder der Massenproduktion ange stellt werden konnten. Das sei hier deshalb besonders erwähnt, weil der Autor nicht nur u. a. Augsburger, Staffelseer und Tiroler Hinterglasgemälde der malerhandwerklichen Produktionsart vor allem Augsburger Druckgraphiken gegenüberstellt, die ihre direkten Vorbilder waren (und das gilt auch für in China für den europäischen Markt produzierte Stücke, s. Nr. 60 u. 62), sondern gleichermaßen die süddeutsche Mengenproduktion (im Sinne von Gisliind Ritz) mit einbezieht und dazu sogar Risse als Vorlagen abbildet, also schon die vereinfachende Umsetzung von Druckgraphik, was mit komplizierten Stichen in Einzelbeispielen für den Bayerischen Wald, Sandl und den Schwarzwald belegt wird, im Falle des Petrus mit dem Hahn sogar dankenswerterweise anhand von sechs Bildern aus den wichtigsten „volkstümlichen“ Hinterglas-Herstellungsregionen (zu Nr. 106). Solche Reihen lassen sich auch im Sinne Fraengers z. B. mit Hilfe der Josef darstellungen arrangieren und dann den Weg vom „nachgemalten“ Bild zur „graphischen“ Abstraktion aufzeigen, ohne dass wir wieder in den Aberglauben zu verfallen brauchten, das Volk zu sich selbst gekommen entdecken zu wollen, doch das sind hier nicht die Fragen des vorliegenden Buches.

Seine Qualitäten liegen in der erdrückenden Beweisfülle der Funktion von Druckgraphik für die Malerei, nicht nur beim Hinterglas sei hinzugefügt, aber hier geradezu konstituierend für die gesamte Gattung. Und sie liegen in der drucktechnischen Vollkommenheit ihrer Reproduktionen und den sprechenden Gegenüberstellungen, an denen der Betrachter nun seine eigenen Studien fortsetzen kann, ja sollte, weil ihm dies so vorbildlich ermöglicht wird.

Würzburg

WOLFGANG BRÜCKNER

WOLFGANG SEIDENSPINNER: Die Erfindung des Madonnenländchens. Die kulturelle Regionalisierung des Badischen Frankenlands zwischen Heimat und Nation. Buchen: Verein Bezirksmuseum e. V. 2004, 192 S., 16 Schwarzweißabb. (Zwischen Neckar und Main, 30).

Der gegenwärtig in den Kulturwissenschaften wieder reputierlich werdende Raumgedanke war lange Jahrzehnte außerhalb der Geographie wegen politischer Instrumentalisierungen meist verpönt. Er erlebte zwar innerhalb der Volkskunde durch die interdisziplinäre rheinische Kulturraumforschung noch eine gute Generation nach 1945 eine selbstkritische Nachblüte, doch dann setzte in den letzten Jahrzehnten innerhalb der Suche nach der bleibenden Fachidentität im Rahmen einer aufarbeitenden Disziplinengeschichte die genauere Erforschung des Entstehens heute verfestigter Regionalselbstbilder ein. Diese entpuppen sich in der Regel als Folgen eines historistischen Folklorisierungsprozesses, an dem Volkskundler entweder maßgeblich beteiligt waren oder bestimmte Basismaterialien geliefert haben, deren Umdeutung zu neuen Lebenswirklichkeiten uns im Nachhinein allmählich bewusst werden.

Der durch seine historischen Dekonstruktionen bekannte süddeutsche Universitäts-Volkskundler (Bayreuth, jetzt Mainz) und Landeshistoriker Wolfgang Seidenspiener, dessen Arbeitgeber des Brotberufs das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe, ist, überrascht immer wieder mit tiefschürfenden Publikationen, die er seiner Freizeit abringen muss. Sein eigener kurzer Waschzetteltext bringt es diesmal treffend auf den Punkt. „In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts setzten die neuen Namen ‘Badisches Frankenland’ und ‘Madonnenländchen’ eine neue Sicht der Landschaft gegen alte Begriffe wie ‘Badisches Hinterland’ oder ‘Badisch Sibirien’ durch. Dieser Diskurs, der in seinen Protagonisten und Medien analysiert wird, schuf zugleich neue Kulturformen, die bis heute Selbst- und Fremdbild der Region wesentlich konstituieren“.

Wie lässt sich das ausbreitend darstellen? 1. Durch die „Perzeption der Landschaft vor 1900“, 2. Die Darstellung eines Hinterlandes als „desintegriertem Landesteil“ des einstigen Großherzogtums Baden, 3. Dem „Heimatschutz als kulturellem Voraussetzungssystem“ für die Erschaffung eines neuen Landschaftsbewusstseins, 4. Die „Agenturen und Inhalte der Regionalisierung“, 5. „Das Badische Frankenland: eine Residualregion“, sprich ein Rückstands- und Rückzugsgebiet mit einer „Traditionskultur“, die weitgehend von Volkskundlern dokumentiert und damit bewusst gemacht, aber eben auch als Fund und Erfindung „aufbereitet“ worden ist. Die wichtigste Persönlichkeit dabei war der in der beteiligten bayerischen Halbenklave Amorbach beim Fürsten Leiningen als Domänenrat tätige Coburger Max Walter, dessen wissenschaftliche Leistungen, vor allem in der Archivalienherhebung und Bildstockforschung, darum auf bayerischer Seite mit dem Würzburger Ehrendoktor 1960 öffentlich geehrt worden sind. Der 1994 früh verstorbene Volkskundler Peter Assion (Prof. in Marburg und Freiburg) aus der übernächsten Generation, dem das vorliegende Buch in erster Linie gewidmet ist, stammte hingegen selbst aus der Mitte dieser Landschaft und hat aus seinen vielen eigenen Forschungen über sie gelebt.

Ich selbst bin von 1953–56 studienhalber ständig per Fahrrad in dieser Gegend gewesen und vermag daher aus eigener Erfahrung die dort noch „archaischen“ Zustände vor einem halben Jahrhundert zu beurteilen, wie weit ab man (zumindest in den Odenwaldgebieten) verkehrsmäßig, industriell und finanziell vom damals beginnenden „Wirtschaftswunder“ war mit Massenarbeitslosigkeit und struktureller Armut auf allen

Gebieten. Da hatte sich seit der Weltwirtschaftskrise ein Vierteljahrhundert zuvor trotz der Kriegsverschönerung jener Landschaft auch für die Landwirte im wohlhabenderen „Bauland“ kaum etwas verändert. Doch die winzige regionale Intelligenzija junger Männer, die aus dem Ersten Weltkrieg gekommen war, scharte sich als kulturelle Elite schreibend um die verschiedenen Tageszeitungen aus Heidelberg, Miltenberg und Tauberbischofsheim, vor allem um die monatliche Beilage des katholischen „Buchener Volksblatts“ durch den Lehrer und Heimatforscher Emil Baader „Der Wartturm“ (ab 1925) und die Heft-, später Buchreihe des Buchener Museums, das der Rektor Karl Trunzer († 1927) 1915 eröffnet hatte und in der auch jetzt noch die vorliegende Untersuchung erscheint: „Zwischen Neckar und Main“ mit der Nr. 1 von Max Walter: „Die Steinkreuze des östlichen Odenwalds“ von 1920. Den zusammenfassenden Höhepunkt bildete der für seine Zeit aufwendig bebilderte Band „Das badische Frankenland. Odenwald – Bauland – Taubergrund“, Freiburg 1933, als Band 20 der „Badischen Heimat“ des Landesvereins gleichen Namens und seines Geschäftsführers, des Dichters Dr. Hermann Eris Busse, einem der mehr pathetischen Vordenker der Gruppe, der von außerhalb schon in der Nr. 2 des „Wartturms“ 1926/27 den Begriff des „Madonnenlandes“ kreiert hatte. Ideologischer Vordenker des spezifisch Volkskundlichen war ebenfalls ein Auswärtiger, der junge apl. Prof. der Altphilologie und Religionswissenschaften Eugen Fehrle aus Heidelberg, über den wir als Volkskundler durch Peter Assion genau aufgeklärt sind, doch auch die beteiligten akademischen Vorgesichtler und Kunsthistoriker, die von Seidenspinner nicht näher behandelt werden, huldigten nicht erst nach 1933 abenteuerlichen Hypothesen. Aus Hans Dünningers Nachlass habe ich 1993 in den BBV einen Text zu den damaligen (und vor Ort immer noch nicht ausrottbaren Vorstellungen) über die altertümlichen Zentralbauten veröffentlicht: „Romanische Dorfkirchen und mythologische Kultfiktionen“. Seidenspinner geht mehr den Multiplikatoren nach mit eigenen Kapiteln zur „sakralen Dimension der Landschaft“ durch den Boxberger Pfarrer Willibald Reichwein in seinem Heimatspiel „Frankentreue“ und seiner Organisation von Heimattagen, der Heimatschriftsteller Hermann Eris Busse, Benno Rüttenauer, Wilhelm Weigand, Augusta Bender, Juliane von Stockhausen sowie den Malern der Landschaft mit eigener Künstlerkolonie in Hollerbach. Letzteres Phänomen ist jüngst durch ein großes Ausstellungsprojekt des GNM in Nürnberg als eine europäische Konstante des Jahrhundertbeginns vorgestellt worden, und für die Rhön sprechen wir von deren Entdeckung durch das „Heimatauge der Kamera“ im Wanderclub um 1900 (Irmela Stock, M.A.).

Eng zusammen mit der Entdeckung von Land und Leuten durch fremde Städter hängt die Selbstfindung in historischen Vereinen und den daraus erwachsenden Museen. Nach Trunzer in Buchen hat Walter in Amorbach ein bedeutendes Heimatmuseum zusammengetragen, auch Reichwein in Boxberg 1935, doch die städtischen Vorbilder unter Einbeziehung des dörflichen Umlandes und seiner revitalisierten Trachten wie in Wertheim bleiben unverkennbar. Für letzteres gibt es inzwischen eine Würzburger Magisterarbeit von 1992, jetzt in toto publiziert von Marion Diehm: „Die kulturhistorischen Sammlungen der Stadt Wertheim von 1878 bis 1933“ im Wertheimer Jb. 2002, S. 205–299. Seidenspinner demonstriert am Beispiel Adelsheim die Rekonstruktion angeblischer Trachten um 1860 von Mitte der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts an.

Für die nördlichste Region Bayerisch-Schwabens, die einst so vielteilig politisch und kulturell auseinanderentwickelte geologische Landschaftseinheit „Ries“, den Urzeitkramer um Nördlingen, hat die Dissertation von Ruth Kilian 1999/2000 die moderne Erfindung des Riesers durch unterschiedliche „Blicke auf das Ries“ als „Land und Leute

in der verwalteten Region“ analysiert und zwar durchaus mit dem heutigen Blick auf gegenwärtige Identitätsschöpfungen. Seidenspinner allerdings endet nicht mit den gegenwärtigen Bemühungen der Fremdenverkehrswerbung, der Landesentwicklungspläne usw., sondern er geht bewusst von ihrem Hintergrund als einem Mythos aus.

Ein wichtiger Beitrag, dessen generelle Bedeutung erst sichtbar wird im Vergleich mit ähnlichen Bemühungen andernorts. Dass der erfahrene Hochschullehrer dabei die theoretische Literatur besser überschaut und integriert als die Anfängerstudien, versteht sich von selbst. Doch das kann man solch kleinregionalen Themen auf den ersten Blick nicht ansehen. Das will rezipiert sein und sollte Nachahmung finden.

Würzburg

WOLFGANG BRÜCKNER

MATHIS LEIBETSEDER: Die Kavaliertour. Adelige Erziehungsreisen im 17. und 18. Jahrhundert. Köln: Böhlau 2004, 258 S., 8 Schwarzweißabb. (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, 56).

Hinaus in die Welt – auf Reisen zu sein, sich in der Fremde umzusehen, andere Länder und andere Sitten kennen zu lernen waren Ambitionen, die sich im 17. und 18. Jahrhundert vor allem eine Bevölkerungsschicht leistete, nämlich der Adel. Junge „Kavaliere“ vornehmlich aus adeligen Kreisen, aber auch Patriziersöhne, wurden nach ihrer Ausbildung auf ausgedehnte Reisen geschickt, die sie vor allem nach Frankreich und Italien, in die Niederlande und nach England führten. Sie besuchten die Residenzen, machten sich mit dem Leben am Hof vertraut, knüpften dort Kontakte und studierten die höfischen Umgangsformen, um am Ende einer solchen Reise mit Bildung und Weltläufigkeit ausgezeichnet zurückzukehren.

Die 2002 an der TU Berlin vorgelegte Dissertation von Mathis Leibetseder befasst sich mit der frühneuzeitlichen Kavaliertour, einem Themenkomplex, der im Rahmen der historischen Reiseforschung zumindest im deutschsprachigen Raum bislang mit erstaunlich wenig Aufmerksamkeit bedacht wurde. Dabei bilden die Kavaliereisen nicht nur wegen der berühmten Orte, die aufgesucht wurden, einen spannenden Untersuchungsgegenstand. Die verschiedenen Motivationen für die Reise, das jeweilige familiäre Umfeld, die Erfahrungen, die sich in den einschlägigen Reiseberichten niederschlugen, die Zusammensetzung des Gefolges und schließlich die mit den Reisen verbundenen Kosten geben aufschlussreiche Einblicke in adelige Lebenswelten und die Ansprüche einer standesgemäßen Lebensführung.

Allen diesen Aspekten widmet sich Leibetseder auf der Grundlage eines umfangreichen Quellenmaterials, das sowohl Reiseberichte und Reiseinstruktionen als auch private Korrespondenzen und Rechnungen, die Aufschluss über die Reisekosten geben, zum Inhalt hat. Den Fragen nach den Formen und Wandlungen der Kavaliertour nähert sich der Autor mit Hilfe von Fallstudien aus dem Zeitraum zwischen etwa 1620 und 1774, die sich auf insgesamt neun Familien beziehen. Der Schwerpunkt liegt auf dem Landadel, hinzu kommen einige Reisende aus dem Nürnberger Patriziat sowie die reichsunmittelbare Familie Reuß. Berücksichtigt sind sowohl katholische als auch protestantische Familien, und dass bei der Wahl der Reiseroute und -ziele konfessionelle Aspekte eine wichtige Rolle spielten, lässt sich an den gewählten Beispielen gut nachvollziehen. Interessant wäre es in diesem Zusammenhang gewesen, nach den Gründen für die zumindest quantitativ unterschiedliche Quellenlage bei protestantischen und katholischen Familie zu fragen.

Die Kavaliertour, so ein Ergebnis Leibetseders, mit dem er sich von der älteren Forschung zu Kavaliertouren abgrenzt, ist nicht in erster Linie eine Vergnügungsreise gewesen. Natürlich gehörten „Divertissement“ und „Zerstreuung“ dazu, wurden Opern und Theater besucht und die zahlreichen Festivitäten und Geselligkeiten am Hof genossen. Doch im Vordergrund stand das Einüben bestimmter am Hof gebräuchlicher Umgangsformen, die Teilnahme am Hofzeremoniell, die im Zusammenhang mit dem Rang und Status der eigenen Familie und deren sozialer Verortung für die Zukunft von elementarer Bedeutung sein konnte. Die am Hof geknüpften Kontakte konnten richtungsweisend wirken für eine künftige Tätigkeit in diplomatischen oder militärischen Diensten. Schließlich sprach auch das teilweise umfangreiche Bildungs- und Ausbildungsprogramm, das es zu absolvieren galt, gegen den Charakter einer reinen Vergnügungsreise. Dies hätte die immensen Kosten, die mit einer solchen Reise verbunden waren, auch gar nicht gerechtfertigt. Leibetseder weist zwar nach, dass die deutschen Kavaliere im Vergleich mit ihren englischen und niederländischen Standesgenossen weniger üppig ausgestattet waren, dennoch kamen mit den Ausgaben für Kleidung, Kost und Logis, Fortbewegung, Unterricht, die Begleitung durch einen Hofmeister und Kammerdiener, für Bücher, Gastgeschenke und nicht zuletzt für die medizinische Versorgung unterwegs – das Reisen war in der Frühen Neuzeit eine mit vielen Risiken und Gefahren verbundene Sache – erhebliche Summen zusammen. Der junge westfälische Adelige Freiherr Franz Anton von Landsberg verzehrte auf einer dreijährigen Länderreise in den Jahren zwischen 1675 und 1678 immerhin eine Summe, die den jährlichen Einkünften seines Vaters aus dessen Rittergütern entsprach. Ein gutes Jahrhundert später, 1782/83, gab einer seiner Nachfahren innerhalb eines knappen Jahres gut 9000 Reichstaler in fremden Landen aus, und auch diese Summe entsprach in etwa den jährlichen Einkünften aus dem Landbesitz.

Wichtig sind in diesem Kontext die Ausführungen Leibetseders zu den familiären Reisetraditionen und Netzwerken, die bei den Familien sehr unterschiedlich aussehen konnten. Welche Kontakte unterwegs geknüpft wurden und welche Personen oder auch Berufsgruppen für Vermittlungsfunktionen in Anspruch genommen wurden, war abhängig vom Rang und Status der Herkunftsfamilien und deren Familienzielen. Schließlich bildeten die „gezielte Platzierung des Nachwuchses“ und die „Pflege und Aufrechterhaltung familiärer Netzwerke“ (S. 208) wichtige Motive, die jungen Kavaliere auf Reisen zu schicken.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als sich das Reisen allenthalben ausbreitete und sich Gelehrte und Interessierte auf den Weg in die Fremde machten und die Reiseberichte zu einer Literaturgattung aufstiegen, hatten dann die klassischen Länderreisen der jungen Kavaliere ihre Funktion und ihren Zweck weitgehend eingebüßt.

Mit seiner Arbeit über die adeligen Kavaliertouren ist Leibetseder ein fundiertes und lesenswertes Buch gelungen, das sowohl dem Fachhistoriker als auch dem interessierten Laien ein umfassendes Bild dieser besonderen Reiseformen im 17. und 18. Jahrhundert vermitteln kann.

Oldenburg

HEIKE DÜSELDER

CHRISTIAN JANECKE (Hrsg.): Haar tragen. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Köln u. a.: Böhlau 2004, 308 S., 49 Schwarzweißabb.

Die Firma Wella engagiert sich stark für die Erforschung der Themen Schönheit und Körperpflege. Nach zehnjähriger Pause wurde 2003 das Wella-Museum wieder eröffnet. Und an der TU Darmstadt wurde eine Stiftungsdozentur für Mode und Ästhetik eingerichtet. Der Herausgeber des vorliegenden Bandes hatte die Dozentur bis März dieses Jahres inne. Anstoß zu der Publikation gab eine Tagung, die in Kooperation mit dem Fachgebiet Berufspädagogik der TU Darmstadt und der Wella AG veranstaltet wurde. Wenn auch einige der Aufsätze die Geschichte des Friseurhandwerks streifen, so steht im Zentrum vielmehr das Tragen von Kopfhair: der Umgang mit der eigenen Frisur und die Wahrnehmung und Interpretation derselben durch andere. Wie *Christian Jancke* in seiner Einführung aufzeigt, soll der Titel des Bandes eine Tätigkeit signalisieren, d. h. Verhalten mittels Haaren soll aus den unterschiedlichsten Perspektiven beleuchtet werden.

Diese Zielvorgabe wird auf jeden Fall eingelöst, denn die Bandbreite umfasst sowohl eher konventionelle volkskundliche Themen wie das Tragen von Trauerschmuck aus menschlichem Haar und die symbolische Bedeutung von Haaren in Hochzeitsritualen als auch so schillernde Aspekte wie Haare und Geheimdienst und die Bedeutung von langen Männerhaaren nach 1945. Viele der Autoren und Autorinnen binden das Thema Frisuren in die populären Diskurse um den Körper allgemein ein, und auch die Gender-Debatte wird vielfach angerissen. Das immense Theoriedefizit, das Jancke bezüglich der Verortung des „Haare Tragens“ zwischen den Polen „Körperbezogenheit“, „Mode“ und „Bedeutungssetzung im lebendigen Vollzug“ konstatiert, vermag der Band weniger zu klären als deutlich zu umreißen, denn gerade durch die Vielfalt der abgehandelten Themen treten all die Fragen auf, die in Bezug auf den Bedeutungskosmos von Frisuren noch gestellt werden könnten.

Erst auf den zweiten Blick ergeben sich zwischen manchen der Beiträge aufschlussreiche Zusammenhänge. So ist das Bindeglied zwischen dem Aufsatz „Zur Erfindung der 'typgerechten' Frisur“ von *Svenja Kornher* und den Erläuterungen des Wella-Marketing-Leiters *Klaus Nolte*, wie Frisurtrends gemacht werden, die Frage, inwieweit Frisuren durch einzelne Friseure und Friseurinnen bzw. durch eine ganze Branche geplant werden können. Es wird an dieser Stelle sehr deutlich, dass die individuelle Entscheidung für oder gegen eine Frisur nur im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang verstanden werden kann. *Svenja Kornher* zeigt auf, dass sich eine „typgerechte Beratung“, die heute nach Marktforschungsergebnissen als die wichtigste Dienstleistung der Friseurbranche angesehen wird, für Frauen erst mit der Zeit als Selbstverständlichkeit durchgesetzt hat. Seit dem vermehrten Aufkommen von Fachliteratur seit dem Kaiserreich ist nachweisbar, dass die Friseure sich engagiert um eine Gestaltung des Haares bei Männern bemühten, die die jeweilige Kopf- und Gesichtsform ausdrücklich verbessern bzw. harmonisieren sollte. Es gab ein ausgefeiltes Regelsystem, welche Frisur und welcher Bart zu welchem Herrentyp am besten passte. Individuelle Merkmale sollten so kaschiert werden. Den weiblichen Kundinnen wurde hingegen statt einer typgerechten Haargestaltung eine anlassgebundene Frisur (z. B. für Abendgesellschaften) empfohlen. Im Vordergrund stand nach *Kornher* also nicht die Persönlichkeit der jeweiligen Frau, sondern die Rolle, die sie in der Gesellschaft zu spielen hatte. Die revolutionäre Bedeutung des Bubi-Kopfes besteht laut der Autorin daher auch nicht nur in der Kürze der Frauenhaare, sondern auch darin, dass nun die Gestaltung dieser Frisur der Gesichtsform der jeweiligen Kundin individuell angepasst wurde.

Genau hier setzt *Alexander Schlag* mit seinem pointierten Aufsatz über das gestaltete Kopfhair in der Weimarer Republik an. Die Erschütterung der alten Ordnung äußerte sich laut Schlag in einer Experimentierfreudigkeit, die sich wiederum in der Entdeckung und medialen Verarbeitung von Körperlichkeit manifestierte. Der menschliche Körper wurde nun als gestaltbare Oberfläche begriffen, was die Chance beinhaltete, die äußere Erscheinung selber definieren zu können, andererseits aber auch zum quälenden Anspruch werden konnte, den Schönheitsidealen aktiv entsprechen zu müssen. Ein wichtiger Aspekt dieses „body managements“ war das Haar, und Schlag zeigt auf, wie die seit der Jahrhundertwende boomende Schönheitsindustrie sich die auf den Körper bezogene Mischung aus Selbstbewusstsein und Verunsicherung durch gezielte Werbestrategien zunutze machte. Die politische Dimension des body managements wird deutlich, wenn Schlag den Bogen in die Zeit des Nationalsozialismus schlägt und die kosmetische und frisurtechnische Anpassung an das arische Ideal erläutert.

Abschließend sollen zwei Aufsätze erwähnt werden, die herausstechen, weil sie das Thema des „Haare Tragens“ zum Untersuchungsgegenstand von Feldforschungen wählten und die den performativen Charakter von Frisuren besonders anschaulich darstellen. *Jürgen Buddes* Erläuterungen fußen auf einer dreijährigen Beobachtung von drei Klassen der Mittelstufe eines Gymnasiums. Schwerpunkt der Untersuchung waren die Praktiken, mit denen Geschlecht im Alltag der Schüler und Schülerinnen dramatisiert bzw. entdramatisiert wird. Die Stärke der Forschung liegt in der nuancierten Registrierung der Details. So weist Budde beispielsweise auf die begrenzten Spielräume hin, in denen sich sowohl die Mädchen als auch die Jungen hinsichtlich ihrer Frisuren bewegen. Während Jungs sich die Haare eher auffällig färben, neigen Mädchen dazu, sich die Haare „natürlich“ zu tönen. Eine unauffällige Tönung männlichen Haares liefe Gefahr, effeminiert zu wirken, und umgekehrt zöge auffällige Haarfärbung bei Mädchen den Vorwurf der Vermännlichung nach sich. Budde schließt u. a. daraus, dass sich die dichotome Ordnung der Geschlechter im Bereich der Haare möglicherweise rigidisiert hat.

Heike Jenß nimmt die Retrofrisuren in der Sixties-Szene in den Fokus, deren Anhänger eine möglichst originalgetreue Reproduktion der Looks der 1960er Jahre beabsichtigen. Jenß zeigt auf, dass diese Reproduktionen nicht so exakt sind, wie sie es auf den ersten Blick zu sein scheinen. Abweichungen ergeben sich alleine deshalb, weil nicht nach dem lebendigen Vorbild, dessen Frisur individuell und in Bewegung ist, gestaltet werden kann, sondern Fotografien zu Rate gezogen werden, die das Haar als perfekte Skulptur zeigen. Der Retro-Look ist, so die Autorin, stark geprägt von der gegenwärtigen Wahrnehmung. Der Aufsatz von Jenß wurde auch deswegen zu guter Letzt erwähnt, weil sich die Autorin einerseits zwar weit davon entfernt hat, „Frisur am Gängelband der Kleidermode“ darzustellen, so Janecke in seiner Einleitung, sie aber andererseits besonders gelungen die Berührungspunkte von Frisuren zu Kleidermoden, Geschichte und Bild Darstellungen aufzeigt und das Tragen von Haaren damit in den ihm gebührenden Zusammenhang gestellt wird.

Oldenburg

ARIANE KARBE

WILHELM KÖLLER: *Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache.* Berlin/New York: De Gruyter 2004, 925 S., Schwarzweißabb., Personen- und Sachverzeichnis.

Im Anfang war ein Märchen, genauer ein „Perspektivitätsmärchen“, das mit den folgenden Worten beginnt: „Es war einmal ein Liebhaber der Wahrheit, der in seinen besten Wissensdurstjahren in eine tiefe Krise geriet. Er begann sich nämlich zu fragen, warum ihm immer nur Einzelaspekte der Dinge in den Blick kämen, aber nie die ganze Wahrheit über sie. Schon die einfache Erfahrung, dass er bei einer Münze immer nur die eine ihrer beiden Seiten sehen konnte, aber nicht beide zugleich, versetzte ihn in eine tiefe metaphysische Melancholie“.

Der Verfasser dieser Zeilen lehrt Germanistische Sprachwissenschaft/Sprachdidaktik an der Universität Kassel, hat zwischen 1975 und 1990 vier Monographien veröffentlicht, darunter eine „Philosophie der Grammatik“ – und dann erst wieder im Jahr 2004 ein Werk vorgelegt, nämlich jenes, das hier zur Besprechung ansteht und an dessen Anfang die obigen Zeilen stehen. Wenn man das Buch liest, weiß man, womit Köller die letzten 14 Jahre primär beschäftigt war: mit dem Verfassen eines über 900-seitigen Opus magnum, das seinesgleichen sucht und, soweit ich das beurteilen kann, als systematische Grundlegung der Perspektivitätsproblematik im visuellen, kognitiven und sprachlichen Bereich einen gebührenden Platz in der Wissenschaft einnehmen wird.

Seit Kant wissen wir, dass wir nicht die Dinge an sich, sondern nur die Erscheinungen wahrzunehmen vermögen, und seit Cassirer sein Konzept der symbolischen Formen entwickelt hat, ist bekannt, dass das Apriori-Problem nicht nur auf die vorgegebenen Strukturprinzipien der Vernunft bezogen werden kann, wie es bei Kant der Fall ist, sondern auch für kulturelle Objektivationsformen gilt. Köllers Anliegen ist es nun darzulegen, „dass die Kategorie ‘Perspektivität’ eine apriorische Grundbedingung aller Wahrnehmung darstellt, die sowohl in der Struktur des menschlichen Wahrnehmungsvermögens verankert ist als auch in den kulturellen Repräsentationsformen für unsere Welterfahrungen“ (S. 11). ‘Perspektivität’ wird damit zur Grundlegenden semiotischen Kategorie, welche alle kulturellen Zeichenbildungen bestimmt. Und weil Sprache das bedeutendste Zeichensystem darstellt, untersucht Köller vorrangig an ihr die Perspektivitätsproblematik.

Im ersten Teil befasst er sich aber zunächst mit Perspektivität im visuellen Bereich – wegen der Analogien zu kognitiven und sprachlichen Mustern und weil dort die wesentlichen Merkmale von Perspektivität auf prägnante Weise vermittelbar sind. Auf einer basalen Ebene fungiert bereits der Leib als Apriori der Wahrnehmung, „denn wir können gar nicht anders als aus unseren Augen und mit unserem Leib die Dinge dieser Welt wahrnehmen, sodass unser Blick von vornherein motivational und intentional bestimmt ist.“ – Im Folgenden wird die Entwicklung der perspektivischen Darstellung in der Kunst nachgezeichnet, von frühen Kulturen bis in die Gegenwart. Auf Kinderbildern und in der archaischen Kunst findet sich eine aspektivische Darstellungsweise, die darauf abzielt, Einzeldinge in einer allgemeinen Typik hervortreten zu lassen. Kinder zeichnen beispielsweise Autos, bei denen man vier Räder in Seitensicht sieht und den Wagenrumpf in Aufsicht. Sie zeichnen nicht das, was sie sehen, sondern das, was sie wissen, während in der perspektivischen Darstellung real mögliche Seheindrücke objektiviert und die Dinge im Kontext des ganzen Bildes betrachtet werden. Die aspektivische Darstellungsweise ist eine Ausdrucksform der Substanzen-Ontologie, die per-

spektivische Darstellungsweise kann man dagegen der Funktionen-Ontologie zuordnen, welche mit ihrem Denken in Systemzusammenhängen in die Moderne weist.

Im zweiten Teil geht es um Perspektivität im kognitiven Bereich und damit zunächst um die Frage, wie Perspektivität zu erklären ist, wenn alle diesbezüglichen Anstrengungen bereits durch dieses Phänomen vorstrukturiert sind. „Vielleicht könnte nur ein Toter das Phänomen ‘Leben’ verstehen und nur ein Gott das Phänomen ‘Perspektivität’. Aber welche Fernleihe besorgt uns deren Publikationen?“, fragt Köller (S. 123) und weist gleichzeitig darauf hin, dass dieses Problem nicht rein logisch, sondern nur pragmatisch, auf hermeneutische Weise mittels Reflexion und Metareflexion, zu entschärfen ist. Im Folgenden werden anthropologische Dimensionen der Perspektivität erörtert, vor allem anhand von Piagets Theorie des epistemologischen Egozentrismus, und daran anschließend relevante Phänomene aus der Geschichte der Erkenntnistheorie, unter anderem Platons Höhlengleichnis, das Analogiedenken, der mittelalterliche Universalienstreit sowie selbstverständlich Kant und daraus resultierende Konsequenzen. Im letzten Abschnitt geht es um Perspektivität als pragmatisches Problem, unter anderem um Repräsentation – das Repräsentierte hat eine größere Komplexität als das Repräsentierende –, um Zeichenmodelle (Charles Sanders Peirce) und um das Perspektivitätsproblem in der Geschichtswissenschaft.

Der Hauptteil des Buches beschäftigt sich mit Perspektivität im Bereich der Sprache, etwa Lexik, Grammatik, Verweisungs-, Verknüpfungs- und Kommentierungszeichen, aber auch in Redewiedergaben, Negationen, Metaphern, Lügen, Ironie, Paradoxien, sowie mit Perspektivität im Bereich des Erzählens und in Textmustern (Witz, Novelle, Geschichtserzählung). Zu allen Bereichen bietet der Autor profunde Einsichten, und vieles davon ist auch für Volkskundler von Bedeutung, zumal es eine wichtige Gemeinsamkeit mit Köller gibt, nämlich das scheinbar Selbstverständliche zu hinterfragen. – Einige Beispiele: Indem das Bewusstsein für die Perspektivierungsleistung sprachlicher Phänomene geschärft wird, ist das Buch unter anderem hilfreich für die Mikroanalyse von Texten, seien es historische Quellen oder solche aus dem Bereich der volkswundlichen Erzählforschung. Entsprechendes gilt für Texte, die aus Feldforschungen hervorgehen, für die auch die Überlegungen zur Verschränkung von Subjekt und Objekt von Belang sind. Diese können zum Beispiel gut mit ethnopsychanalytischen Ansätzen zum Verhältnis von Übertragung und Gegenübertragung verbunden werden. – Die Ausführungen zum aspektivischen und analogischen Denken eignen sich hervorragend für die Beschäftigung mit elementaren oder traditionellen Denkweisen, zum Beispiel im Bereich des Volksglaubens, der Volksfrömmigkeit, des alltäglichen Erzählens oder in der antiken und mittelalterlichen Wissenschaft. – Für eine historisch arbeitende Volkskunde sind darüber hinaus die Ausführungen zur Geschichtsschreibung nahezu unverzichtbar (S. 290–308 und S. 865–878), denn dort kommt das Perspektivierungsproblem in besonderer Weise zum Tragen, weil die spannungsreiche Beziehung zwischen Subjekt- und Objektsphäre deutlicher fassbar ist als bei anderen Textsorten: ‘Geschichte’ ist weniger als andere Phänomene einfach da, sondern muss aus einer Fülle ungeformter Daten rekonstruiert werden. „Oberflächenstrukturell erzählt der Geschichtsschreiber so, als ob er einen historischen Prozess als neutraler Berichterstatter in der Mitschau begleitet. Tiefenstrukturell erzählt er aber eigentlich aus der Rückschau, insofern er den Ausgang von Prozessen kennt und die Auswahl seiner thematisierten Inhalte so vornehmen kann, dass sie diesen Ausgang auch verständlich machen“ (S. 306).

Für die moderne Erkenntnistheorie ist es trivial, dass Wahrnehmung nicht im Sinne eines naiven Realismus nur vom Objekt her verstanden werden kann, sondern auch von der Subjektseite zu betrachten ist. Im alltäglichen Leben ist ein naiver Wiederspie-

gelungsrealismus jedoch gang und gäbe und zum Teil auch in angewandten Wissenschaften vorhanden – ja bisweilen sogar notwendig, um Handlungssicherheit zu erlangen. Man muss 'so tun, als ob' objektive Erkenntnis möglich wäre, und der mehr oder weniger berechtigte Anspruch dieser dogmatischen Setzung hängt dann vom praktischen Nutzwert ab, wie bereits vor mehr als 100 Jahren der Neukantianer Hans Vaihinger in seiner „Philosophie des Als Ob“ plausibel gemacht hat. In den Kulturwissenschaften, welche ihr Hauptaugenmerk auf die theoretische Durchdringung von Phänomenen richten, sollte dagegen ein Bewusstsein für die perspektivische Beschränktheit des Erkennens selbstverständlich sein, um nicht in dogmatische Einseitigkeiten abzugleiten – was dann der Fall ist, wenn das Eigene zum Eigentlichen stilisiert wird, indem man auf monistische Weise ausschließlich kulturelle Einflussgrößen gelten lässt und etwa materielle oder psychische Faktoren vernachlässigt.

Köllers Buch leistet hilfreiche Dienste, die eigene Perspektive zu erweitern, und das umso mehr, als es zwar ein anspruchsvolles Werk ist, aber komplexe Sachverhalte allgemein verständlich und ausführlich präsentiert, diese mit Beispielen illustriert und darüber hinaus besprochene Sachinhalte in knapper, aber sinnvoller Form wiederholt, wenn es angebracht ist. Mitunter ist Köller auch witzig, wenn er etwa über den Schatten schreibt, dieser gehöre keineswegs immer zur Funktionen-Ontologie, sondern zuweilen auch zur Substanzen-Ontologie, und dabei nicht nur auf „Peter Schlemihl“ verweist, sondern auch auf Lucky Luke, der „seinen Colt schneller zieht als sein Schatten“ (S. 119).

Wien

BERND RIEKEN

MICHEL FOUCAULT: Geschichte der Gouvernementalität Band 1: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Band 2: Die Geburt der Biopolitik (Hrsg.: Michel Sennelart). Frankfurt: Suhrkamp 2004, 600 und 517 S., Namensregister.

Am College de France waren die Vorlesungen etwas besonderes: Es gab keine Studenten, sondern Hörer, Hörer, die nicht eingeschrieben sein brauchten – es gab auch keine Bescheinigung der Teilnahme. Der Unterrichtende musste in jedem neuen Jahr einen neuen Forschungsbereich präsentieren. Foucaults Bücher sind aus diesen Vorlesungen hervorgegangen – inhaltliche Parallelen zwischen diesen und den Tonbandmitschnitten sind daher nicht ausgeschlossen. Die beiden sorgsam edierten Bände tragen manches Mal die Bemerkung: „Unverständliche Worte.“ Nach Möglichkeit wurden diese Stellen dann aus den Manuskripten ergänzt.

In der ersten Vorlesung geht es im Wesentlichen um Sicherheitsdispositive und es ist für den Leser faszinierend, wie Foucault sich die Begriffe förmlich aus dem von ihm präsentierten Material presst: Es ist nicht immer nachzuvollziehen, was „Naturalität“, „Biopolitik“, Bio-Macht“ und „Natalität“ innerhalb eines kleinen Textabschnittes bedeuten. Sicherlich entstehen solche Bücher vornehmlich im Kopf des Lesers, wobei es dann auf das Vorverständnis ankommt.

Vorlesung 2 beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Merkantilismus und den Physiokraten, wobei er übrigens wegen der vielen Aufnahmegeräte seines Publikums Stellung bezog („Ich bin nicht gegen irgendwelche Geräte, aber ich weiß nicht – ich bitte um Verzeihung, dass ich Ihnen dies sage –, ich habe wohl eine leichte Allergie (...)“ S. 53). Mich haben Sätze wie der Folgende ratlos gemacht: „Das juristisch-moralische Konzept der bösen menschlichen Natur, der gefallenen Natur, und das kosmologisch-

politische Konzept des Missgeschicks bilden den Gesamtrahmen, innerhalb dessen man es als den Nahrungsmangel begreift“ (S. 55).

Dabei beschäftigt sich Foucault durchaus mit Knappheit und Teuerung: „Die Nahrungsmangel-Heimsuchung verschwindet, doch die Knappheit, welche die Individuen sterben lässt, verschwindet nicht nur nicht, sondern sie darf auch nicht verschwinden“ (S. 69). Das Begriffspaar „Sicherheit vs. Disziplin“ (S. 87) ist in der dritten Vorlesung thematisiert. In der Lektüre habe ich mich verloren, z. T. von der poetischen Darstellung in den Bann schlagen lassen. Langsam aber sicher schält sich die „Gouvernementalität“ aus ihren Verpuppungen. Den ersten Band beschließen eine „Zusammenfassung der Vorlesung“ (S. 520–526), eine „Situierung der Vorlesung“ (S. 527–560) sowie eine Darstellung der „Hauptbegriffe“ (S. 561–571). Der Band II beginnt mit einer Darstellung von „politischer Ökonomie“, geht weiter zu „Wahnsinn, Strafbarkeit und Sexualität“ und weiter zur „Regierungsrationalität“. Am Schluss des Buches finden wir eine „Zusammenfassung der Vorlesung „Die Geburt der Biopolitik“ (S. 435–463) sowie eine Übersicht über „Struktur und Thema der Vorlesungsreihe“ (S. 463–478) und außerdem noch eine Darstellung der „Hauptbegriffe“ (S. 479–489).

Trotz einer gewissen Faszination hat der Zweifel am logischen Aufbau des Gedankenkonstruktes überwogen.

Freiburg

ANDREAS KUNTZ

ALFRED CAMMANN: Die Masuren. Aus ihrer Welt, von ihrem Schicksal in Geschichte und Geschichten. Marburg: Elwert 2004, 275 S., Abb. (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, 25).

Wenn einer den Titel Europäischer Volkskundler (bei letzterem Begriff handelt es sich um die Übersetzung des Wortes „Ethnologe“ ins Deutsche) verdient, dann sicherlich Alfred Cammann. In einer beispiellosen Reihe von Büchern hat er die Überlieferungen von Ostdeutschen sowie deutschen und anderen Minderheiten in Osteuropa dokumentiert – von Rumänien über die Slowakei bis hin nach Russland. Und noch eines ist höchst bemerkenswert: Der 1909 geborene Sammler hatte bei Veröffentlichung des vorliegenden Bandes das 95. Lebensjahr erreicht. Eine Gnade – aber keine, die auch den Zustand des wissenschaftlichen Gnadensbrots nach sich gezogen hätte. Nein, Cammanns nächste Veröffentlichung, über die Kaschuben, ist bereits auf dem Weg zur Publikation: Ein Wissenschaftler und Sammler, der sich seine vielen Auszeichnungen wirklich erarbeitet und verdient hat.

Das heute beliebte Reiseziel Masuren ist eine südostpreußische Landschaft, deren Bewohner eine Mischung aus altpreußischen, masowischen und deutschen Kolonisten darstellen. Ihre Sprache ist eine ursprünglich polnische Mundart, angereichert mit vielen deutschen Lehnwörtern und Germanismen. Sie ging im 19. und 20. Jahrhundert stark zugunsten des Deutschen zurück.

Der vorliegende Band gibt ein dichtes – und anrührendes – Bild vom masurischen Volksleben bis zum Ende des 2. Weltkriegs sowie der anschließenden Auseinandersetzung mit Flucht oder Vertreibung aus der Heimat. Eine große Zahl von Quellen wird herangezogen: mündliche Erzählungen und Berichte, Briefe, Tagebücher, bereits Veröffentlichtes, Texte zum historischen Verständnis und vieles andere mehr. Die Stoffe sind organisatorisch nicht in das Korsett von Gattungen gezwängt, sondern den einzelnen Gewährsleuten zugeordnet, wobei dem sozialen Umfeld des Erzählers, seinen Wer-

tungen und Gefühlen sowie seiner Biographie gleichermaßen Rechnung getragen wird wie den Inhalten der Überlieferungen.

Unter den Beiträgern finden sich meisterhafte Erzähler, so z. B. Johannes Herrmann (S. 102–126). Immer wird auch die Interaktion zwischen den Gewährsleuten und dem Feldforscher sichtbar. Doch ist bei Letzterem eigentlich der Plural angebracht. Denn wie in anderen renommierten Volkskundler-Junktimes, etwa Toshi und Pete Seeger oder Susanne und Rudolf Schenda, stand auch Frau Cammann ihrem Mann als Feldforscherin zur Seite. Sie gehören zu einer Generation von Sammlern, die immer auch schon den Kontext ihrer Erhebungen mitlieferten, lange bevor eine Kontextdiskussion wissenschaftlich relevant wurde.

Die Zahl der in den Beiträgen berührten Themen ist umfassend: u. a. Vereinsleben, interethnische Beziehungen, Diaspora, Volksfrömmigkeit, Brauch, materielle Kultur, Linguistik, Volksmedizin, Volksglaube, Handwerk, Gemeinde, Geschichte – eben das gesamte Kaleidoskop des Volkslebens. Eines der Kerngebiete ist die Volkserzählung mit Texten von Traumerzählungen über Märchen und Sagen bis hin zu Schwänken. Abweichend von der sonstigen Ordnung nach Erzählern ist den Liedern ein eigenes Kapitel gewidmet (masurische und deutsche Texte, z. T. mit Melodien und Kommentaren, u. a. zum Sitz im Leben; S. 237–263). Schade, dass der Band kein Register aufweist, um einen schnellen Zugriff auf die Fülle von Materialien zu ermöglichen.

Nun wäre es verfehlt zu sagen: Sammlungen liegen genügend vor, was allein wichtig sei, ist die theoretische Aufarbeitung. Erstens existiert über die Masuren eben nicht genügend. Zweitens können nur aufgrund von immer wieder neuen Dokumentationen des Volkslebens Prozesse und Funktionswandel erkennbar gemacht werden, um die es der Volkskunde im Wesentlichen geht. Besondere Bedeutung kommt der Cammannschen Sammlung auch als Dokumentation kultureller Schnittstellen zu. Ein weiterer wichtiger Themenkomplex ist die Frage nach dem Umgang mit (verlorener) Heimat und Identität – 1979 Thema einer gesamten Zweijahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde.

Letztendlich ist die Publikation auch ein Zeitzeugen-Heimatbuch für Masuren, überlagert von Wehmut über das Verlorene. Verständlich, wenn die einzelnen Erzähler hierbei nicht ausschließlich politisch korrekt formulieren. Dass dies nicht expurgiert wurde, ist dem Mut Cammanns hoch anzurechnen, der damit die Realität so darstellt, wie sie wirklich ist. Dies ein wissenschaftliches Postulat ersten Ranges – etwa im Gegensatz zu beispielweise Rolf Wilhelm Brednicks Sammlungen deutscher oder auch neuseeländischer Texte, bei denen politisch nicht Korrektes einfach unter den Tisch fällt, um den Preis einer Verfälschung der Wirklichkeit.

München

RAINER WEHSE

ELISABETH FENDL (Hrsg.): Zur Ikonographie des Heimwehs. Erinnerungskultur von Heimatvertriebenen. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde. 4. bis 6. Juli 2001. Freiburg: Johannes-Künzig-Institut 2002, 246 S., Schwarzweißabb. (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 6).

Seit die Tschechische Republik gemeinsam mit weiteren neun Staaten im Mai 2004 zu einem Mitglied der Europäischen Union geworden ist, wuchs die Notwendigkeit noch, sich mit der gemeinsamen Vergangenheit auch in ihren negativen Seiten auseinanderzusetzen. Die Gräben zwischen Tschechen und insbesondere Sudetendeutschen

und deren geistigen Nachfahren scheinen auch unter einem europäischen Dach zu bestehen. Die Auseinandersetzung mit den beiderseitigen Befindlichkeiten in vielfältigen Bezügen leistet das vorliegende Buch. Seine Aktualität besteht in der Darstellung der Erinnerungskultur und der Verarbeitung des spezifischen Heimwehs dieser Personengruppe.

Von 'Heimweh' als Sehnsucht nach dem Zuhause wurde zuerst gegen Ende des 30jährigen Krieges gesprochen. Das Wort erwähnte 1569 Ludwig Pfyffer von Altshofen (1524–1594). Fast 100 Jahre später beschrieb der Mühlhauser Arzt Johannes Hofer (1669–1752) das Konzept für die Medizin, veröffentlicht in Basel als „Dissertatio Medica de Nostalgia oder Heimweh“ (um 1678). Die Grundlage des Phänomens lag in der damaligen Praxis der Söldnergewinnung in der Schweiz. Soldaten waren das einzige Exportgut des armen Landes (Vgl. Brunnert 1984, S. 1). Die medizinische Bezeichnung 'Nostalgia' beschreibt ein Phänomen, das offenkundige Folgen für Militär und Obrigkeit hatte. Bauern verstummten sich aus Angst vor dem Militärdienst und dieser so genannten Schweizer Krankheit.

Solche extremen Auswirkungen des Phänomens 'Heimweh' sind im vorliegenden Band kaum zu finden. Auch sind die von Elisabeth Fendl zusammengestellten Beiträge als Beschäftigung mit der Erinnerungskultur wesentlich weiter gefasst. Ansatzpunkte für die Beschäftigung mit der Verarbeitung der Erinnerung von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen sind die „identitätsstiftenden Bilder und Zeichen“: „Sie tragen zur Festigung der gruppeneigenen Identität nach innen wie nach außen bei und besitzen so auch separierenden Charakter.“ Insbesondere die Auswahl bestimmter „Versatzstücke der Kultur der Herkunftsgebiete“ und ihr Werdegang hin zu „Leitsymbolen“, mitunter zu „Ikonen“, denen auch ein „quasi-religiöser Umgang“ zukommt, ist ein Leitfaden des Bandes (S. 7).

Es geht, wie *Konrad Köstlin* in seinem einführenden Beitrag „Historiographie, Gedächtnis und Erinnerung“ ausweist, vielmehr um „Erinnerungskultur als das Gedächtnis der Gesellschaft“ innerhalb der Kultur der Moderne (S. 12). Insofern beleuchten die Beiträge z. T. essayistisch, welche Ausschnitte sich aus dem gesellschaftlichen Gedächtnis kristallisiert haben. Die herangezogenen Materialien sind vielfältig. Die Genre reichen von Lyrik (*Peter Becher*) über (Heimat)Film (*Werner Mezger*), Tracht und Uniform (*Tobias Weger*), sagenhafte Erzählungen (*Heinke M. Kalinke*), Verehrung der Heiligen St. Hedwig von Schlesien (*Kurt Dröge* und *Daniela Stenmer*) bis zu Erfahrungen und Umgang mit der tschechisch-deutschen Grenze (*Katharina Eisch*) und der Verdinglichung der Emotionen in der Architektur (dies. S. 41ff.). Herauszuheben ist der Beitrag über die Dramatik der Traumata der Vertreibung als so genanntes gewähltes Trauma in sozialer, politischer und im rituellen Nachvollzug auch in heilsamer Wirkung (*Maruka Svaek*). Insgesamt haben kulturelle Auseinandersetzungen mit der 'Heimat' als Konstrukt und realem Wunschbild und dem 'Heimweh' eine gewisse therapeutische Wirkung inne, die auch außerhalb der Erlebnisgeneration wirkt, allerdings auch ihre politischen Nutznießer besitzt.

Erinnerungsstücke aus der Sachkultur und ihre Möglichkeiten zum „Erinnern und Zeichensetzen“ (*Dietmar Sauer mann*) innerhalb von Vertriebenenfamilien konstruieren eine eigene Beziehung zur 'Heimat', die nicht Teil des Vertriebenengepäckes war, sondern nach erneuten Besuchen ergänzt wurde, wobei traditionelle Motive wie Rübefiguren und Fotos eine eigene Rolle spielen. Vergangenheit und Gegenwart des Heimwehtourismus aus tschechischer Sicht stellte *Stanislav Burachovič* durch das Einbeziehen seiner persönlichen Herkunft und Entwicklung plastisch und nuanciert dar.

Der Sammelband zeichnet sich auch dadurch aus, dass er zum einen vielfältige volkskundliche Forschungsmethoden präsentiert (z. B. S. 59) und zum anderen Forschungsdesiderata aufzeigt, etwa bezüglich der Erinnerungsberichte an die eigene Jugendzeit oder von Traditionen innerhalb der Familien (S. 95). Die traditionelle Erzählforschung erfährt zahlreiche Anregungen, so zur narrativen Performanz von Traumata mit einer psychologisch-politischen Doppelfunktion (S. 60, 62) oder zum Thema der modernen Sage (z. B. S. 36), deren Erzählmuster durch die Grenzziehung des Eisernen Vorhangs aktiviert wurde. Die angstbesetzten Weltbilder der Nachkriegszeit und der Zeit des Kalten Krieges drückten sich dabei auch mit dem metaphorischen Erzählraum der Sage aus. Die Gegebenheiten des wilden Naturraumes in der Grenzregion mit ihren Seen boten der Phantasie und vorhandenen Ängsten zahlreiche Anhaltspunkte. Nach dem Verschwinden des Eisernen Vorhangs verschwanden die Sagenmotive nicht einfach, sondern die neuen Gegebenheiten flossen in das Erzählen ein und erfuhren eine neue Bewertung.

Halle

KATHRIN PÖGE-ALDER

ECKHARD JOHN (Hrsg.): Volkslied – Hymne – politisches Lied. Populäre Lieder in Baden-Württemberg. Münster u. a.: Waxmann 2003, 424 S., Schwarzweißabb. (Volksliedstudien, 3).

In dieser Studie geht es um Lieder, die im sozialgeschichtlichen und politischen Kontext Baden-Württembergs auf Popularität zielten, wobei sich ein sehr heterogenes Liedspektrum ausmachen ließ. Der Volksliedbegriff wird bewusst weit gefasst, indem beispielsweise Pop-Kultur mit einbezogen wird.

Die Aussage bzw. der Ausgangspunkt des Herausgebers in der Einleitung, hier fast im Sinne einer Rechtfertigung formuliert, dass Lieder in vielerlei Hinsicht aufschlussreiche und aussagekräftige Kulturzeugnisse sind und dass die Rekonstruktion und Analyse ihrer jeweiligen Geschichte von eigenem kulturgeschichtlichen wie intellektuellen Wert ist“ (S. 9) bzw. dass sie selbst als eigene Disziplin eine wesentliche Aufgabe im kulturwissenschaftlichen Erkenntnisstreben zu erfüllen vermögen, dürfte bei Volksliedforschern seit langem Zustimmung erlangt haben, aber möglicherweise hat sich diese Erkenntnis bei anderen Fachwissenschaften, etwa den Historikern, noch immer nicht herungesprochen?

Mit seinem eigenen Beitrag, der den Band eröffnet: „Was ist Badens Glück? Baden-Lieder in der Südweststaat-Debatte 1950/51“, belegt *Eckhard John* seine Thesen an einem Fallbeispiel. Denn die Auseinandersetzungen um den Südweststaat (deren Verlauf man später in dem Beitrag von Zinn-Thomas (S. 97ff. genauer nachlesen kann), um die Wiederherstellung des Landes Baden, wurden auch mittels Liedern geführt, wie der Autor nach der Analyse eines bisher unbekanntes Quellenfundus zur Liedpropaganda der Altbadener nachweisen konnte. Dabei stellte er ein gegenseitiges Wechselspiel von Liedproduktion durch die Bevölkerung und administrativer Liedpopularisierung fest; John zeigt beispielsweise auf, dass der Staatspräsident gezielt versuchte, auch das Lied zur Erhaltung der badischen Selbständigkeit einzusetzen. Als Höhepunkt dieser Entwicklung darf wohl eine Liedpostkarte mit einer Parodie des populären Liedes von der schwäbischen Eisenbahn gelten. Da die Gesichter auf der Liedpostkarte von Böcklein und Bauern sehr genau gezeichnet sind, ist wohl zu vermuten, dass mit den Karikaturen auch reale Persönlichkeiten des damaligen öffentlichen Lebens gemeint wurden. Keines dieser Liedprodukte wurde wirklich populär, glücklicherweise, möchte

man meinen, vor allem, wenn sich Regionalpatriotismus auch noch mit antisemitischen Phrasen verband.

Der folgende Beitrag von *Hermann Bausinger*: „Warum singt niemand eine Baden-Württemberg-Hymne?“, mit gewohnt frecher Feder und anscheinender Leichtigkeit geschrieben, führt die seit Jahrzehnten immer wieder aufkeimende Diskussion um die Möglichkeiten und Grenzen von neu geschaffenen Landeshymnen, die ‘auf Bestellung’ der jeweiligen Landesregierungen entstanden, bis in die Gegenwart. Nach der Diskussion der gängigen musikalischen und stilistischen Mittel beim Verfertigen neuer Hymnen durch ‘das Volk’, mit denen sich auch Lutz Röhrich in seinem viel zitierten Aufsatz „... und das ist Badens Glück’ – Heimatlieder und Regionalhymnen im deutschen Südwesten. Auf der Suche nach Identität“ [1999] beschäftigt hatte und den Bausinger hier zur Recht erwähnt, formuliert er überzeugend die Gründe für die in der Regel vergeblichen Bemühungen, künstliche Identität mittels neuer Hymnen zu schaffen:

Er konstatiert einen Mentalitätswandel, ganz allgemein ein gewisses Misstrauen gegen den Bekenntnischarakter solcher Lieder, da hier noch Erfahrungen mit dem disziplinierenden nationalsozialistischen Liedgebrauch nachwirken könnten. Zum andern bezöge sich das besungene Gefühl von Gemeinsamkeit meist auf engere vertraute Räume, für die eine Unzahl von Heimatliedern mit bekannten Mustern bereits vorhanden sei, sodass im Grund kein Bedarf an einem Nationallied bestehe.

Welch hohen Stellenwert im 19. Jahrhundert inoffizielle Hymnen für die Identitätsstiftung besaßen, belegt *Waltraud Linder-Beroud* kompetent in einem grundlegenden historischen Überblick: „Wie badisch ist das Badnerlied. Zur Geschichte der Landeshymnen in Baden und Württemberg.“ Besonderes Augenmerk richtet sie auf die Entstehung des Badnerliedes. Nach einem Exkurs über die verschiedenen Formen von Hymnen untersucht sie, in welchem Zusammenhang die regionalen Lieder und Hymnen erscheinen und welche Funktion sie bei der Konstruktion des neuen „Ländles“ einnahmen. Die provokative Frage des Aufsatztitels lässt bereits die Antwort der akribischen Suche nach dem Ursprung des Liedes erahnen: Das Badnerlied ist ein Plagiat und keine Erfindung einer ‘urbadischen Volksseele’.

Der Beitrag von *Sabine Zinn-Thomas* „Konstruierte Identität. Beobachtungen zur Sinnstiftung eines „Baden-Württemberg-Gefühls“ schließt hier inhaltlich gut an, diskutiert sie doch die verschiedenen Möglichkeiten regionaler Identitätsbildung unter historischem, sozialem und kulturellem Aspekt. Nach ihren Analysen bezweifelt sie ein Regionalitätsverlangen oder die Existenz eines Baden-Württemberg-Gefühls und vermutet eher eine weitere Variante im Spiel der konstruierten Identitäten bei einer individuell unterschiedliche Bewertung eines Ortes oder einer Region für das Stiften von Identität.

Zu den regionaltypischen Liedern Baden-Württembergs sind auch die „Lieder aus den Auseinandersetzungen um das Kernkraftwerk in Whyll“ zu zählen, die *Barbara Book* untersucht hat. Dabei kommt sie zu dem Ergebnis, dass die neu gedichteten Lieder in der Regel mit den musikalischen Hörgewohnheiten der verschiedenen Generationen korrespondieren: die ältere Generation orientierte sich eher an traditionellen Volksliedern, die jüngere an politischen Liedermachern. Eine alle Altersgruppen ansprechende Lösung erreichte *Walter Moßmann*, indem er geschickt ein Lied aus dem Fundus der älteren Generation (Die Wacht am Rhein) mit Stilmitteln der internationalen Folklore mischte und so die unterschiedlichen Gruppen in ihren Aktionen zusammenführen konnte.

Buchbesprechungen

Ein Forschungsdesiderat stellen in der Tat Spottlieder über Migranten dar, wie sie *Susanne Schedtler* über italienische Migranten dokumentierte („Wir kommen von Trentino. Lieder von und über italienische Migranten“), die beredtes Zeugnis über die Vorurteile der Einheimischen gegenüber Migranten ablegen. Aber auch Italiener besangen ihre Sicht auf die Deutschen. Gerade solche Lieder dürften generell für die Stereotypenforschung lohnend sein.

Die bewundernswert fundierte und gut recherchierte „Annotierte Bibliografie zum Volkslied und seiner Erforschung in Baden-Württemberg“ von *Csilla Schell* hätte einen Extraband verdient, hoffentlich geht er innerhalb der Volksliedstudien 'nicht unter'! Basis waren die im DVA erschlossenen Materialien mit Ergänzungen. Bei allen Veröffentlichungen wurden die Bibliothekssignaturen angegeben, die Publikationen historisch-chronologisch in vier Kapitel geordnet und mit informativen, gut lesbaren Kommentaren versehen.

Die Bearbeiterin hat Wert darauf gelegt, eine genaue historische Zuordnung zu Baden und Württemberg zu geben, um so eine bessere historische Transparenz zu ermöglichen. Für die inhaltliche Konzeption der gewählten Ordnungsstruktur gibt eine Einführung unter dem Titel „Gibt es Baden-Württembergische Volkslieder“ von *Csilla Schell* und *Eckhard John* Auskunft.

In einem Buch, in dem es so oft um Fragen der Identitätsbildung geht, ist es einfach nett zu lesen, wenn der Herausgeber mit gewissem Stolz Baden-Württemberg aufgrund der Veröffentlichung des „Wunderhorns“, der Anwesenheit von Persönlichkeiten wie Uhland und Silcher oder einer Institution wie dem DVA als „Hochburg für die allgemeine deutsche Volksliedforschung“ bezeichnet. Dieser Band jedenfalls bestätigt diese Einschätzung.

Oldenburg i.O.

HEIKE MÜNS